Haß und Liebe.

Roman

vom

Onkel Adam.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1850.

Haß und Liebe.

Zweiter Theil.

I.

Fünfzehn Jahre.

Es war im Juni des Jahres 1755, als an einem Morgen die Sonne in das kleine Zimmer blickte, wo Katharina von Lützow in einem Flügel der Königsburg wohnte. Die kleinen rosenrothen Gardinen waren beiseite gezogen, das Fenster stand offen, die Blumen neigten sich hinaus, um die frische Sommerluft zu athmen und den Sonnenschein zu trinken und hinter diesem grünen Gitter saß ein junges, schönes Mädchen in einem leichten, weißen Morgengewande, als ob sie sich in einer Wolke versteckte, eben so leicht und luftig wie die, welche jetzt langsam über die schimmernde Fläche des Mälarsee's hinsegelten. Es war sehr früh, obschon bereits Tag und beinahe kein Mensch rührte sich in den Gassen der Stadt, nur hier und da stieg eine hellblaue Rauchsäule kerzengerade in die Luft empor, ein Beweis, daß schon mehr als eine rührige Hausfrau beschäftigt war, ihren Morgenkaffee zu kochen.

Das junge Mädchen betrachtete das herrliche Panorama, welches zu ihren Füßen lag und bedachte, wie viele Ruhe, wie viele Seligkeit unter allen diesen schwarzen und rothen Dächern schlummerte, die sich in unabsehbaren Reihen nach allen Seiten hin streckten. Sie dachte nicht daran, daß unter ihnen ein einziger Unglücklicher sich bergen könne. Und das war nicht zu verwundern. Sie war fünfzehn Jahre alt und es war ein schöner sonnenheller Junimorgen, wo sie ihre Betrachtungen anstellte. Wäre sie dagegen fünfzig Jahr alt gewesen und hätte sie an einem düstern Herbstmorgen durch das Fenster geblickt und die vielen Menschenwohnungen betrachtet, so hätte sie gewiß einen tiefen Seufzer hören lassen und gedacht: Wie viel Arbeit und Mühe, wie viel Elend und Noth wohnt da drinnen! Aber so denkt man nicht, wenn man fünfzehn Jahre alt ist, wenn man nur erst vor wenigen Monaten zum ersten Mal zur Beichte gegangen ist und den Himmel, den Himmel des Herzens eben so klar und rein gesehen hat, wie den, welcher jetzt sein Gewölbe über die schlummernde Stadt ausspannte.

Ach, sie fühlte sich so leicht und so froh, sie wußte nicht, daß sie lebte, obschon sie lebte, um zu wissen, und auf den runden Lippen kräuselte sich ein so unaussprechlich holdes Lächeln, die schönen sanften Augen erglühten von einer so seligen Unschuld, daß man in die Seele des Kindes hineinblicken konnte, so wie man einer klaren Quelle auf den Boden sehen kann.

Es ist etwas Anderes, ein solcher innerer, seliger, kindlicher Friede, als der, welchen wir uns später erkämpfen müssen. Hier ist die Tugend ein Genuß, ein Gesundheitszustand, der von keiner Krankheit weiß. Bei uns Andern ist es aber ein beständiger Kampf gegen die Zerstörung, ein unaufhörliches moralisches und religiöses Mediciniren, um die Seele durch irgend etwas gesund zu erhalten, aber ein Kind, ein richtiges Kind wird sie niemals wieder, denn Erfahrung, Klugheit und Vorsicht hängen ihr Bleigewicht an die Flügel der Seele.

Das junge Mädchen war nun vollkommen zu einem schönen jungfräulichen Engel entwickelt. Sie war kein Kind mehr, das fand sie selbst, obschon kindliche Gedanken noch fortwährend ihren frohen glücklichen Sinn erfüllten.

Rechenschaft von ihren Gedanken zu geben, wäre etwas schwer; sie hefteten sich eigentlich auf nichts ausschließlich, sondern schweiften ganz nach Gutdünken in den weiten Räumen der Phantasie umher. Sie betrachtete die Wolken und träumte, wie gern sie darauf sitzen und über die Inseln hinsegeln möchte, aber — es war so sonderbar, sie war nicht ganz allein, sondern es war stets noch etwas mit auf der luftigen Fahrt.

Wir müssen eine Geschichte erzählen, die wir eigentlich schon hätten erzählen sollen.

In dem Brunnensalon, wohin beide Hoffräulein jeden Morgen gingen, Fräulein von Dernath, um sich durch das Trinken des Brunnens von einem Leberfleck

zu befreien, der sich auf ihrer Stirn festgesetzt hatte, und Fräulein Lützow, der Gesellschaft willen, sahen sie beide sehr oft einen jungen Mann, der bleich und kränklich aussah und an einem tiefsitzenden Uebel zu leiden schien. Er ging hier fast stets einsam auf dem Fußboden des Salons oder auf den vor demselben befindlichen schmalen Sandwegen auf und ab. Nur selten sprach er mit Jemand und noch seltener knüpfte er ein Gespräch an, was doch höchst sonderbar an einem Brunnen ist, wo das Wasser die Gedanken fließend macht und der Mineralgehalt desselben sie stählt. Es ist dies etwas, was man vielleicht noch nirgends beobachtet hat, aber ganz gewiß ist es, daß Leute, die zu Hause wortkarg und still sind, bei einem Brunnen lebhaft und munter werden, so daß selbst ihre nächsten Freunde sie nicht wieder erkennen.

„Das muß ein recht beschränkter Mensch sein, der junge Lieutenant ven Wernerhjelm da," sagte Fräulein Dernath zu ihrer Freundin; „ich habe ihn noch nicht etwas Anderes sagen hören, als: „das Wasser ist heute kalt," „es hat vorige Nacht stark geregnet," und dergleichen."

Katharinens Aufmerksamkeit wurde durch diese Worte auf den bleichen jungen Mann gerichtet, den sie vorher kaum bemerkt hatte, aber eine innere Stimme sagte ihr das Gegentheil von dem, was ihre Freundin vermuthete. Es war nicht möglich, daß ein beschränkter Mensch ein Paar so sprechende, lebhafte und doch gedankenvolle Augen

haben konnte und das leichte, gutmüthige und dennoch edle Lächeln, welches über die Züge des jungen Mannes flog, wenn etwas Geistreiches oder Witziges im Kreise der Gesellschaft zum Vorschein kam, konnte unmöglich seinen Ursprung in einer gedankenleeren und gefühlsarmen Seele haben. Fräulein Dernath jedoch fuhr fort, ihn auf diese geringschätzende Weise zu beurtheilen und begann, als die beiden Mädchen allein waren, sogar ihn lächerlich zu machen. — Wie ungeschickt er war, wie er das Glas mit der linken Hand ergriff — ha, ha, ha! er war an der rechten ein wenig lahm; wie er nicht wagte, an dem Gespräche Theil zu nehmen! Ueber drei Wochen lang hat er zwei Hoffräulein, denen er täglich begegnet, noch nicht eine einzige Artigkeit gesagt, obgleich er Offizier, Lieutenant und jung ist. — Dergleichen spitze Bemerkungen von Fräulein Dernath zwangen Katharinen oft ein Lächeln ab, ließen aber immer etwas Unbehagliches in ihrer Seele zurück.

„Er ist sehr krank, der arme Wernerhjelm,“ sagte Katharina entschuldigend, aber das half nichts, denn in der That hatte Fräulein von Dernath bemerkt, daß die Augen des jungen Barons stets schnell über ihre Gestalt mit sammt dem Leberfleck hineilten, dagegen aber gern auf Fräulein von Lützow verweilten, was diese jedoch nicht bemerkte.

„Es wäre aber doch hübsch,“ sagte Katharina, „wenn wir etwas Näheres über ihn wüßten. Kennst Du Nie-

manden, mit dem wir darüber sprechen könnten? Ich bin ordentlich neugierig.

„Ueber ihn? Er ist ja Lieutenant und bei demselben Regiment, bei welchem mein Bruder Auditeur ist; in einigen Tagen kommt er hierher."

Der erwartete Auditeur kam nach überstandenem Arrest in Gesellschaft seiner Mutter nach Loka und nun waren die beiden Mädchen mit ihnen beständig beisammen.

Der junge Baron mit seinem glatten Mädchengesicht und seiner Artigkeit folgte Katharinen wie ein Schatten. Er versäumte niemals sich einzustellen, er nahm zarten Antheil an ihrem körperlichen Wohlbefinden, warnte sie vor dem feuchten Sande in den Gängen, vor dem Thau auf dem Grase, vor dem Luftzuge im Brunnensalon und tausend andern Gegenständen, um zu beweisen, wie theuer ihm ihr Wohlbefinden sei. Das gute Kind lachte und war der Meinung, der gute Auditeur sei ein sehr artiger junger Mann, obschon durch seine unablässige Aufmerksamkeit etwas lästig.

Eines Morgens hatte der Auditeur sich eine Stunde lang mit dem Baron Wernerhjelm unterhalten, welcher, wenn man ihn näher betrachtete, sich gleichsam in gewisser Entfernung zu halten schien, als er mit seinem Freunde, dem Baron von Dernath sprach. Dem aufmerksamen Beobachter mußte es scheinen, als bestehe ein gespanntes Verhältniß zwischen den beiden Herren, obschon der Baron von Dernath Selbstbeherrschung genug besaß, sich es

nicht merken zu lassen, aber an Wernerhjelm gewahrte man es desto deutlicher. Fräulein von Dernath hielt es daher für sehr gerathen, ihren Bruder darüber zu befragen.

„Lieber Ludwig, erzähle uns doch etwas von Deinem Regimentskameraden, der künftighin genöthigt ist, wie es scheint, König und Vaterland mit der linken Hand zu vertheidigen.“

„Wernerhjelm?“

„Ja, eben dieser. Was für ein Mensch ist er?“

„O, ein ganz gewöhnlicher; er hat durchaus nichts Bemerkenswerthes an sich.“

„Ist er nicht vielleicht ein wenig bornirt?“

„Ha, ha, ha! Ja allerdings, ein Witzkopf ist er nicht,“ sagte der Auditeur unachtsam, „ein bescheidener Lieutenant und Ihr wißt ja selbst, daß das nicht viel sagen will.“

„Er muß sehr krank sein,“ sagte Katharina und warf einen Blick auf den jungen Mann, der einsam und wie gewöhnlich in Gedanken versunken, auf einer Bank saß.

„Krank? Ja, bedeutend. Es knüpft sich,“ sagte der Auditeur, „eine lächerliche Geschichte an seine Krankheit, die ihm ohne Zweifel Ehre macht, wiewohl er auf diese Weise für seine Unvorsichtigkeit gestraft worden ist.“

„Wie so?“

„Ich werde Fräulein von Lützow die Geschichte erzählen, damit sie sie sich zur Warnung dienen lasse, denn auch Sie, mein Fräulein, gehen sehr unvorsichtig mit Ihrer Gesundheit um. Wüßten Sie, wie theuer . . . . Doch ge=

nug davon; man kann in wenigen Augenblicken durch eine Unvorsichtigkeit sich ein Leiden für's ganze Leben zuziehen."

„Nun erzähle, Ludwig; weder Katharina noch ich finden großen Gefallen an langen Einleitungen."

„Nun, im vergangenen Winter war Wernerhjelm auf einem Balle, er tanzte wie ein Engel, bis er lahm ward, . . . es war ein wirklicher Genuß, ihn zu sehen, dieses Talent kann man ihm nicht absprechen. Nun weiter. Der Ball ging spät in der Nacht zu Ende und Wernerhjelm setzte sich in seinen Rennschlitten, um nach Hause zu fahren, denn sein Grundsatz ist, die Leute nicht unnöthig zu bemühen und er braucht sogar bei solchen Versammlungen keinen Aufwärter, so weit geht seine Rücksicht gegen das niedere Volk. Ja, betrachten Sie ihn nur näher, Fräulein Lützow, es ist das ein ganz sonderbarer Mensch, „unterbrach sich der Erzählende selbst, als er bemerkte, daß Katharina wieder einen Blick auf den jungen Patienten warf. „Aber weiter. Seine Fahrt ging der ganzen Länge nach über einen See; aber was geschah? Sein Pferd blieb auf einmal stehen und als er nachsah, bemerkte er eine Frau, die mit einem Kinde in dem Arm auf dem Schnee saß. Es war ganz natürlich, daß sie fror, und sie erzählte, daß das Kind beinahe schon erfroren sei und ganz gewiß sterben müsse, wenn sie nicht bald ein Obdach erreichten. Nun kommt die Unvorsichtigkeit meines guten Freundes. Er ersuchte das Weib, sich in den

Schlitten zu setzen und er selbst setzte sich hinten drauf — eine Artigkeit, die ich ganz gewiß nicht tadle. Aber damit begnügte er sich noch nicht. Aus Furcht, daß das Kind sterben möchte, zog er seinen Pelzrock aus und befahl dem Weibe, das Kind hineinzuwickeln und so fuhr er im bloßen Frack weiter nach Hause.“

„Das war edel gehandelt,“ sagte Katharina unwillkürlich, aber Fräulein von Dernath fing an zu lachen.

„Lieber Ludwig, da hast Du es gerade getroffen. Du weißt nicht, daß Katharina ungefähr dasselbe gethan hat. Auf der Reise hierher nahm sie einen Zigeuner mit in unsern Wagen und beschäftigte sich mit ihm, als ob er ein Reichsrath gewesen wäre.“

„Das geschah auf Befehl der Königin,“ antwortete Katharina entschuldigend.

„Nun, das war ja etwas Schönes, etwas, was ein Beweis Ihres guten Herzens ist, Fräulein Lützow, und ich tadle durchaus nicht, daß Wernerhjelm der Frau beistand; aber daß er so überaus unachtsam auf seine Gesundheit war, das kann ich nicht entschuldigen. Zu Hause veranlaßte die Sache auch keinen kleinen Aufruhr, aber mein junger Lieutenant meinte, daß es seine Pflicht gewesen sei und Gott würde nicht zulassen, daß er deswegen mit Krankheit gestraft würde. Beiläufig gesagt, sind sowohl er als seine Eltern Leute, die auf Gottes Vorsehung ein wenig zu viel vertrauen. Inzwischen war unser Herr im Himmel anderer Ansicht. Der Lieutenant bekam ein

tödtliches Fieber, schwebte lange zwischen Leben und Tod, kam wieder auf, blieb aber lahm. Da habt Ihr nun die ganze Geschichte. Ich habe schon früher gesagt, daß sie sich eignete, von Dalin besungen zu werden."

Katharina lächelte ein wenig, wie Alle thun, wenn sie glauben, die Artigkeit verlange von ihnen, ihr Interesse zu erkennen zu geben; aber von dieser Stunde an konnte sie nie müde werden, diesen bleichen, schweigenden jungen Mann zu betrachten.

Loka hat vortreffliche Schlammerde und ein vortreffliches Wasser und besaß schon damals eine respektable Sammlung von Krücken, die ringsum an allen Wänden aufgehangen waren, als Zeichen des Dankes, den die geheilten Brunnengäste dem Genius des Ortes widmeten. Die Schlammerde also, das herrliche Wasser, die frische Luft und vielleicht auch der magnetische Einfluß von Katharinens Augen thaten Wunder und binnen sechs Wochen ging der Lieutenant Wernerhjelm so straff einher wie jeder Andere und binnen sieben konnte er tanzen. Als das Königspaar wieder abreisen wollte, ward ein Fest angestellt, ländlich, wie es an diesem Orte zu Stande gebracht werden konnte, aber dessenungeachtet weit fröhlicher als eins bei Hofe. Luise Ulrike fand Vergnügen an solchen, gerade solchen Festen, und Adolf Friedrich's sanfter häuslicher Sinn befand sich wohl, wenn er einmal vergessen konnte, daß er König und wie eine Mumie in die Hand der steifen Etiquette eingeklemmt war.

Sämmtliche Herrschaften, die sich der Brunnenkur wegen hier aufhielten, wurden zu diesem Feste mit eingeladen und jetzt war der Baron Wernerhjelm etwas ganz Anderes, als der bleiche Brunnengast, welcher die Augen niederschlug. Seine ganze Gestalt hatte sich verändert, frischer Jugendmuth strahlte aus den lebhaften ehrlichen Augen und die Rosen der Gesundheit blüheten wieder auf seinen Wangen. Mit einer weltmännischen Gewandtheit und Leichtigkeit, die aber auch gleichzeitig von einer Aufrichtigkeit und Grundehrlichkeit durchdrungen war, welche selbst Fräulein Dernath anerkennen mußte, unterhielt er sich mit den beiden Mädchen und zog sie, wie es einem artigen Cavalier zukommt, nach der Reihe zum Tanze auf.

Fräulein Dernath war entzückt, denn er tanzte mit ihr sogar zwei Menuetten, aber mit Katharinen blos eine Polonaise auf dem grünen Rasenplatze. Diese dagegen schien nicht recht heiter zu sein, es war etwas, woran das junge Mädchen, als sie in ihr fünfzehntes Jahr ging, noch dachte, etwas, was sie gleichsam aus dem Concepte brachte.

Jetzt ging sie in das sechzehnte, an diesem schönen Junimorgen und wunderbar! Als sie so dasaß und auf den leichten Wolken hinzuschweben träumte, war es ihr unmöglich, nicht des jungen Lieutenants zu gedenken, der sich um eines Kindes willen erkältet hatte und der so fest auf Gott vertraute. Er war von ihren Gedanken unzertrennlich. Sie war unwillig darüber, aber es half Alles nichts, er war beständig bei ihr.

Die lieblichen Träume wurden durch die Kammerjungfer unterbrochen, welche eintrat, um ihr bei dem zeitraubenden weitläufigen Haarputze zu helfen, denn damals war es eben so unmöglich, daß Jemand seinen Haarputz allein zu Stande brachte, als wenn Jemand ohne Beihilfe eine Kletterstange aufrichten wollte.

„Der Tausend!“ sagte das Kammermädchen, „Sie sind ja schon aufgestanden, Fräulein.“

„Ja wohl, das Wetter ist gar so schön.“

„Nun, da hätte ich schon lange Ihren Bettler anmelden können.“

„Oßman?“

„Ja, eben diesen. Er hat seit dem ersten Grauen des Morgens unten auf der Treppe gestanden und gewartet, bis Sie aufwachen würden.“

„Der gute bescheidene Mann, was will er denn?“

„Ach, Gott weiß es, wenn er nicht etwa . . . das ist wahr,“ fuhr sie sich verneigend fort, „nicht wahr, mein Fräulein, Sie heißen Katharina Justina?“

„Ja. Weshalb fragst Du?“

„Nun, da gratulire ich, Fräulein Justina, zu Ihrem Namenstage und wünsche Ihnen alles Gute, einen schönen und vornehmen Freiersmann und viel Gnade bei der Königin und . . .“

„Still, still, Kind,“ unterbrach sie Katharina. „Ja so, Du glaubst, daß mein Zigeuner mir auch gratuliren

will! Ich sehe schon, mein ganzer Hof will sich um mich versammeln. Laß ihn hereinkommen."

Nach einigen Augenblicken stand Oßman vor der Thür und verbeugte sich tief auf ächt orientalische Weise mit über die Brust gekreuzten Händen.

„Sie sind nicht allein, gnädiges Fräulein," sagte er leise.

„Geh hinaus, Erika," befahl Katharina, welche glaubte, der Zigeuner schäme sich, in Gegenwart des Mädchens zu betteln.

„Willkommen, lieber Oßman," sagte Katharina, indem sie sich lächelnd zu ihrem Schützling wendete, „wie befindet Ihr Euch?"

„Frisch und munter, gnädiges Fräulein," antwortete er, „aber Gott segne Sie, gnädiges Fräulein, zu Ihrem Namenstage und gebe Ihnen alles Gute."

„Dank, Dank, lieber Oßman! Bedürft Ihr vielleicht etwas?"

„Nein, Gott sei Dank. Aber," fuhr er fort und trat einen Schritt näher, „gnädiges Fräulein! . . ."

Er stockte.

„Nun, redet nur aus, lieber Oßman," sagte Katharina freundlich.

„Fräulein von Lützow," hob Oßman an, „ja ich gehöre einem unglücklichen Stamme an, einem Volke, welches gleich wilden Thieren ohne Rast und Ruhe über die ganze Erde gejagt wird, welches nicht einen Fuß breit

Land besitzt, nichts, das unser wäre, kaum unser eigenes Leben; ohne Vaterland, ohne Freunde, ohne Stütze und ohne daß wir uns in Ihre Sitten schicken können . . . so, gnädiges Fräulein," fuhr er fort und schlug die schwarzen Augen auf und betrachtete das Mädchen mit ernstem Blicke, „so ist es, ein solcher Elender ist es, den Sie in Ihre Obhut nahmen, es war ein Verbrecher, ein Ausgestoßener, den Sie trösteten, dem Sie halfen."

„Sprecht jetzt nicht davon," unterbrach ihn Katharina, die schon lange vorher über diese traurigen Umstände nachgedacht hatte.

„Nein, mein Fräulein!" hob der Zigeuner wieder an, indem er sich auf die Kniee warf und wie ein demüthiges Thier bis zu ihren Füßen hinkroch, „ich habe nichts weiter als mein Leben, ich kann Ihnen mit nichts Anderem vergelten. Wenn Sie, gnädiges Fräulein, einmal einen Menschen bedürfen, der für Sie sterben will, der den Muth hat, für Sie Qualen und Strafe zu leiden, der sein Wort hält . . . so, gnädiges Fräulein," fuhr er fort und große helle Thränen rollten gewaltsam aus den tiefen Augenhöhlen, „so denken Sie an mich, so denken Sie an Oßman! Sie sollen sehen, daß auch ein Bettler etwas hat, womit er bezahlen kann," setzte er hinzu und stand schnell auf.

Die dunkle, düstere Gestalt und dieses wunderliche Benehmen hatte auf einige Augenblicke Katharinens Wangen gebleicht, aber jetzt faßte sie sich wieder, lächelte gut-

müthig und sagte: „Dank, lieber Oßman, Dank! Wenn ich Deiner bedarf, so werde ich mich Deines Versprechens erinnern.“

„Und Sie verachten mein Anerbieten nicht, gnädiges Fräulein?“

„Nein, lieber Oßman, das thue ich gewiß nicht, glaubt mir, gewiß nicht.“

Der Zigeuner lächelte, so daß die schwarzen Augen vor Freude glänzten.

„Das ist das erste Mal, daß ich etwas nützen kann. Leben Sie nun wohl, Fräulein. Gott segne Sie. Wenn Sie von mir etwas wollen, so schicken Sie nur in das Haus Nr. 3 in der Thurmgasse zu Oßman, denn wir sind ausgezogen und ich werde kommen und thun, was Sie befehlen. Aber unterdessen will ich Ihnen nicht weiter lästig fallen.“

„Dank, Oßman.“

„Schreiben Sie sich die Nummer auf, man kann nicht wissen, ob Sie sie nicht einmal brauchen,“ sagte der Mann in ernstem Tone, und um ihm seinen Willen zu thun, nahm Katharina ein kleines, in Sammt gebundenes Taschenbuch mit goldenen Spangen und rosenrothen Blättern zur Hand und schrieb auf eins derselben: „Oßman, Nr. 3, Thurmgasse.“

„Seht, Oßman, nun habe ich Eure Adresse vollständig.“

Nach einer abermaligen tiefen und stummen Verbeugung verschwand der Zigeuner.

Katharina saß einige Augenblicke schweigend da, als ob sie von einem traurigen Gefühl erfüllt würde, denn die schöne Stirn war gleichsam von einer Wolke beschattet.

„Wie kindisch ich bin,“ sagte sie zu sich selbst, „recht kindisch. Kam es mir nicht vor, als ob dieser arme Mann einen von den vielen unsichtbaren Fäden in seiner Hand hätte, die sich aus der Gegenwart in die Zukunft hinüberziehen . . . ach wie kindisch! Es ist doch eine beschwerliche Dankbarkeit, so schön sie auch ist,“ fuhr sie achselzuckend fort und klingelte ihrer Kammerjungfer, um mit dem Frisiren anzufangen.

„Das war eine lange Audienz,“ sagte Erika, „ich bin mittlerweile ein wenig auf Spioniren ausgewesen.“

„Nun dann ist es recht gut gewesen, daß der Zigeuner Dich hat ablösen können.“

„Ich begegnete,“ hob Erika wieder an, während sie mit dem Kamme das seidenweiche Haar des Fräuleins kräuselte, um es in die Form einer Schneewehe an einem Zaune zu bringen, „ich lief ein wenig hinunter, um einen Augenblick zum Schloßthore hinauszuguken, denn es ist ein ordentlicher Genuß, einmal mit den Füßen auf der Erde stehen zu können und nicht immer hier oben in dem hohen Gebäude bleiben zu müssen, wie ein Thurmwächter.“

„Da hast Du Recht.“

„Ja, und deshalb . . . Aber sehen Sie, auf dem Gange traf ich den Laufer Ernst.“

„Aha,“ lächelte Katharina.

„Ja, gutes Fräulein, den Laufer Ernst! War denn das nicht sehr hübsch, daß ich den Laufer Ernst traf? Ich habe ihn über vierzehn Tage nicht gesehen, ja vielleicht einen ganzen Monat nicht.“

„Nein, nein, Erika, ich glaube Dir.“

„Denn sehen Sie, Ernst ist immer bis zum späten Abend mit Befehlen ausgewesen, denn die königlichen Majestäten wollen viele Leute sehen.“

„Ah so.“

„Und ich habe die Liste gesehen.“

„Ah so.“

„Ernst ließ mich ein wenig darin lesen und ich fand da Ursache zu großer Freude! Es kommt ein alter Bekannter.“

„Wer denn?“

„Ja, bekannt ist er gewiß nicht, aber Sie erinnern sich wohl noch, mein gutes Fräulein, des blassen Barons, der auf Krücken ging, der in Loka, hm, hm! nun, wie hieß er denn? Wernerhjelm!“

Katharina erröthete leise; aus welchem Grunde, konnte sie selbst nicht begreifen, aber sie entgegnete blos: „Ah so, der ist also in der Stadt?“

„Ja, er muß es doch wohl sein, denn Ernst hatte

seine Adresse. Er ward ja in Loka ganz frisch und gesund.“

„Ganz recht.“

„Es war ein lieber, schöner Herr.“

„Bist Du denn bald fertig? Du bist heute sehr langsam.“

„Ach lieber Gott, Sie können nur glauben, Fräulein, daß es nicht leicht ist, ein so feines und weiches Haar, welches wie Seide ist, in die Höhe zu kräuseln . . . Sein Vater soll ein sehr ehrlicher alter Mann sein und obendrein sehr fromm und heilig.“

„So, so, pudre nun.“

„Herr mein Gott, was ist das doch für eine Sünde, Mehl in so schönes Haar zu streuen und Sie so herzustellen, daß Sie grauhaarig aussehen! . . . sie pflegen, wie Ernst sagt, jeden Abend auf den Knieen ihr Gebet zu verrichten . . . sehen Sie, nun glaube ich, daß es sitzt . . . so sind sie alle und auch der Lieutenant, der junge Baron, sollte ich sagen, denn ein so religiöser Offizier . . . nur noch ein paar Nadeln will ich befestigen, gnädiges Fräulein, sonst fällt mein ganzes Gebäude über den Haufen.

Eine Stunde später stand das Fräulein in voller Parüre in ihrer steifen Tracht vor dem Spiegel, gleich wie eine jener Schäferinnen, die man dann und wann noch auf einem alten Fächer sieht, und gleich darauf trat auch das Fräulein von Dernath ein, eben so stattlich angethan und mit einem Haargebäude, welches auf ihrer noch etwas

fleckigen Stirn ruhend, sich ausnahm wie ein Marmortempel auf einem Marmorfelsen.

„Ach, wie schön Du bist," sagte sie schmeichelnd, „welche Grazie, welche Anmuth in allen Deinen Bewegungen."

„Und mir," sagte Katharina, „mir ist es, als ginge ich auf Stelzen und säße wie ein Wachslicht in einer Wagenlaterne. Das ist ein unerträgliches Costüm."

„Ach, Du unschuldiges Naturkind, Du denkst immer noch fortwähreud an Deine Bäume und Wiesen ... apropos, ich soll Dich von meinem Bruder grüßen, er war soeben bei mir und ... nun, nun, darin liegt doch nichts Unrechtes, kleine Katharina? Er gab mir zu verstehen, daß ich Dir zu verstehen geben sollte, daß er Dich gern selbst besucht, wenn er es sich getraut hätte."

„Sehr schmeichelhaft," antwortete Katharina ungewöhnlich kalt."

„Du kannst nicht glauben, wie gut mein Bruder ist! Sieh nur, diese Kette hier gab er mir, die er von seinem ersparten Gelde gekauft hat. Sieh, eine schwere Kette. Der Papa ist immer zu genau gegen den armen Ludwig, aber die Mama hilft wo sie kann. Die Mama ist in Sigurdsnäs so krank, daß Papa und Ludwig morgen nach Hause reisen."

„Deine gute Mutter ist krank?"

„Ja, aber ich hoffe, daß es nicht gefährlich ist. Ach,

wenn die Mama sterben sollte, wenn die Mama sterben sollte, dann bin ich ganz verlassen."

„Ja, arme Mariane, Du weißt nicht, was es heißt, mutterlos zu sein."

„Nein," schluchzte Mariane, aber fuhr fort: „Wir dürfen nicht länger plaudern. Ihre Majestät erwartet uns."

Die beiden Mädchen gingen.

Als die beiden, in ihr steifgeschnürtes Kostüm gekleideten Mädchen bei der Königin eintraten, saß diese noch in ihrem Morgengewande, einer weiten seidenen Mantille, in einem der schwerfälligen vergoldeten Lehnstühle und stützte das Haupt in die Hand. Sie blickte auf und fuhr sich über die Stirn, wie um schneller als ihr Wille allein es vermöchte, die Furchen zu glätten und lächelte mit dem Ausdruck schwacher Freude.

„Willkommen, Kinder," sagte sie. „Du Kathinchen, bist so purpurroth und frisch, wie die Morgenröthe. Du bist glücklich, Kind, nicht wahr?"

„Ich kann nicht gut etwas Anderes sein, Majestät," lächelte Katharina; „aber gleichwohl . . ."

„Aber gleichwohl?"

„Es ist Sommer, Majestät."

„Aha, Du willst auf's Land?"

„Ja, Majestät, wirklich auf's Land."

„Aha, unter wirkliche Bäume, unter ungeschnörkelte Dorfbäume, die von der Natur Alles und von der Kunst nichts haben . . . das ist unmöglich, Kind. Ich muß bei dem König sein und der König in seiner Hauptstadt. Aber, Mariane, wie steht es mit Dir?"

„Durch die Gnade Ihrer Majestät bin ich stets glücklich," antwortete das Mädchen und verneigte sich tief und zierlich, wie es damals Sitte war.

Die Königin heftete ihre klaren Augen auf das Mädchen, dessen blaßgelbe Wangen ein wenig errötheten.

„Glücklich durch meine Gnade, Mariane? Deine Mutter liegt auf den Tod krank; gegen diesen Kummer hilft meine Gnade nichts."

„Majestät!"

„Dein Vater hat um Urlaub für Dich nachgesucht, ich habe ihn bewilligt und Du sollst nach Hause reisen an das Krankenbett Deiner Mutter. Armes Mädchen, Du wirst die grünen Bäume sehen, die freie Natur, aber für Dich hat das keinen Werth."

„Aber die Gnade Ihrer Majestät wird mich doch allezeit trösten."

Die Königin faßte sie jetzt noch schärfer und fester in's Auge.

„Mädchen, das macht mich böse," sagte sie streng, „denn entweder heuchelst Du vor mir oder Du liebst Deine Mutter nicht. Wer aber seine Mutter nicht liebt, der

kann noch viel weniger seine Königin lieben. Armes unglückliches Mädchen, daß Du nicht verstehst, daß die Liebe ihre Wurzel in der Heimath hat und daß der, der nicht seine Mutter, seinen Vater oder seine Geschwister oder das Haus liebt, wo er geboren worden, auch weder Gott, noch Vaterland, noch König liebt. Lebe wohl, Kind! Gott führe Dich auf bessere Gedanken."

„Majestät," fiel Katharina entschuldigend ein, denn sie hatte noch nie zuvor die Königin so ernst gesehen, „Majestät, Mariane meint gewiß, was sie sagt . . ."

„Mariane, liebes Kathinchen, meint, daß sie eine Hofdame sei und darin kann sie Recht haben, ich bin durchaus nicht unzufrieden mit ihr. Leb' wohl, Mariane, grüße Deine Mutter! Und Du, Kathinchen, wirst Dich in einer Stunde wieder hier einfinden. Lebt wohl!"

Die beiden Mädchen traten von ihrer Morgenaufwartung ab. Katharina faßte, sobald als sie draußen den Gang erreicht hatten, ihre Freundin beim Arm.

„Gute Mariane, sei nicht verdrießlich, die Königin ist nicht böse auf Dich, aber siehst Du, sie fühlte sich wahrscheinlich nicht wohl. In der letzten Zeit ist sie oft so wunderlich gewesen . . . Du mußt deshalb nicht verdrießlich sein."

„Verdrießlich? O nein, durchaus nicht. Die Majestät mag sagen, was sie will, ich bin doch die Tochter des Barons Dernath auf Sigurdsnäs," setzte sie mit einem funkelnden Blick aus den tückischen Augen hinzu.

„Ich glaube, Du bist böse auf die Königin,“ unterbrach sie Katharina, welche unmöglich so etwas hätte voraus vermuthen können.

„Böse! O bewahre, ich liebe sie innig,“ antwortete Mariane mit einem kurzen Lachen. „Aber im Ernste gesprochen, Du, die bei der Majestät in Gnade steht, entschuldige mich und wirke dahin, daß mir diese kostbare Gnade auch wieder zu Theil wird, Du bist so natürlich und liebenswürdig und unschuldig, daß die Majestät in Deiner Seele lesen kann, wenn sie Dich nur ansieht; nicht wahr, Du thust das, liebes Katharinchen?“

„Ja, Du kannst sicher sein, daß ich Alles thun werde, was ich kann.“

„Wie glücklich bist Du, gute Katharine, wie glücklich bist Du!“

„Wir treffen uns wohl noch, bevor Du abreisest?“ sagte Katharina, als sie vor ihrer Thür auf dem Corridor stehen blieb.

„Nun, das versteht sich, aber nun muß ich auf mein Zimmer, denn Ludwig erwartet mich. Der arme Ludwig, wenn er Dich nur sehen könnte.“

„Nun, so leb' wohl unterdessen,“ unterbrach sie Katharina und ging in ihr Zimmer.

Ludwig von Dernath saß wartend im Zimmer seiner Schwester.

„Du bist mißvergnügt?“ sagte er, sobald er sie erblickte.

„Nein, bewahre, die Majestät war heute sehr gnädig und gab mir Erlaubniß, ihre interessante Gesellschaft zu verlassen. Ha, ha, ha! Du hättest unsere liebe Majestät hören sollen, wie schön sie über die Krankheit unserer Mutter sprach, sie weiß mehr als zu gut, was die Mama von ihr denkt, es war wirklich rührend, das kannst Du glauben.“

„Aha, sie legt sich jetzt auf's Predigen. Nun, das paßt gut für sie, denn sie hat ja fürwahr nichts weiter zu thun.“

„Nicht? O sei überzeugt, sie hat sehr viel zu thun, es sitzt jetzt ein ganzer Haufen Leute dort unten, welche spinnen.“

„So? Spinnt Ihr wieder! Ha, ha, ha! Es wird höchst lustig sein, das Ende davon zu sehen.“

Mariane blinzelte schlau. „Höre, Ludwig,“ hob sie flüsternd wieder an, „höre, glaubst Du, daß die Majestät kein Geld hat?“

„Ja gewiß, ohne Geld kann man in der Welt nichts ausrichten, Geld ist einmal der nervus rerum.“

„Aber wenn sie nun Geld hat und noch mehr bekommt?“

„Vielleicht von ihrem Bruder in Preußen! Ha, ha, ha! Sie mag zusehen, wie sie das für sich selbst abmacht.“

„Das mag sein, aber sie hat Geld, so einfach sie auch aussieht. Sie hat eine Zeit lang arm gethan, hast Du bemerkt, wie einfach sie sich kleidet?“

„Das ist auch so eine Art Koketterie."

„Ohne Juwelen."

„Ja, ich glaube, sie verschmäht es, Juwelen zu tragen."

„Ach ja, wenn man die Juwelen zu etwas Anderem braucht, so verschmäht man sie zu tragen."

„Du erdichtest . . ."

„Nur halb, ja, mein lieber Ludwig, unter uns, Du wirst aber mit dem, was ich Dir sage, vorsichtig umgehen; unter uns, die Juwelen sind fort, versetzt, um Geld für den Pöbel und den kleinen Adel, mit Einem Worte, für die königliche Partei zu bekommen."

Ludwig sprang auf.

„Herrlich, das war eine herrliche Mittheilung! Also daher rührt die Einfachheit der königlichen Majestät. Nun, wir haben auch Geld, ohne die Kronjuwelen verpfänden zu müssen. Dank, gute Mariane, Du bist uns sehr nützlich, aber erwähne davon nichts gegen Papa, er ist in die Geheimnisse nicht eingeweiht, obschon die ganze Partei sich auf ihn stützt. Der Papa ist ganz wie der König, die Parteien müssen ihn entweder besitzen und dann benutzt man ihn nach Belieben, oder sie stellen sich gegen ihn und dann hat er dieselbe Aufgabe, wie der Baum, welcher der Leiter entgegensteht, die man aufrichten muß, um die Früchte vom Gipfel zu pflücken."

„Ganz richtig gedacht. Ja, der Papa taugt nicht zum Staatsmann, dazu ist er viel zu aufrichtig; danken

will ich der armen Mama . . . es ist doch ärgerlich, daß sie gerade jetzt krank ist.“

„Ja, es kann noch geschehen, daß wir die Mama einbüßen. Sie ist stets eine kluge Mutter gewesen.

„Und uns nahm sie immer in Schutz.“

„Aber wenn die Mama stirbt, was Gott verhüten möge, so fällt mir mein mütterliches Erbtheil zu und dann kann ich, ohne den guten Rath des Papa's zu bedürfen, mich verheirathen.“

„Mit Katharina von Lützow?“ bemerkte Mariane mit schlauem Lächeln.

„Warum nicht? Ein schönes Mädchen, ein braves Mädchen! Sie ist gestaltet wie ein Engel . . . ja, das thue ich. Ich bin wirklich in das Mädchen verliebt.“

„Aber wenn sie Dich nun nicht haben will?“

„Mich? Nun, was thut das?“

„Dann wird wohl nichts daraus, glaube ich.“

„O gewiß, ich habe so viele Fäden in meiner Hand, daß ich thun kann, was ich will, wenn die Zeit kommt.“

„Du mußt Dich vor Wernerhjelm hüten.“

„Ja, ja, dafür weiß ich Rath. Wir verwickeln ihn in ein wenig . . . ja, ja, ich vermag viel.“

„Aber wenn sie Dich nun nicht liebt, so willst Du Dich wohl nicht mit ihr vermählen.“

„Liebt, liebt! Ihr Mädchen seid wie besessen mit Eurer Liebe. Was macht sich ein Mann daraus, ob er geliebt wird oder nicht; es ist dummes Zeug, so etwas zu

glauben. Ist es nicht genug, eine schöne Hausfrau zu haben, sie zu besitzen, Mariane! Was kümmere ich mich um die Gefühle ihres Herzens, ich sehe nicht das Herz an . . . doch genug davon, sie ist meine Frau, und wenn man Vermögen hat, so macht es nichts aus, wenn man es nicht so gut trifft. Etwas Anderes ist es mit armen Leuten, die sich in einem engen Gehege an einander gefesselt herumtreiben müssen."

„Du kümmerst Dich also in der Ehe nicht um Liebe?"

„Um Liebe? Ja wohl, das Mädchen ist göttlich, ich habe ja schon gesagt, daß sie entzückend ist, aber in die Seele kannst Du ihr eben so wenig sehen, als ich, und überdies ist sie wie ein Lamm, sie wird sich in die Nothwendigkeit fügen."

„Glück zu."

„Ich danke gehorsamst."

„Glück zu dem alten Lieutenant als Schwiegervater. Ha, ha, ha! In dem Bauernhause! Glück zu."

„Ach, dem gebe ich ein paar hundert Thaler jährlich unter der Bedingung, daß er seine Tochter niemals besucht und er wird für ein solches Abkommen seinem himmlischen Vater dankbar sein, der ihm einen solchen Schwiegersohn gegeben hat."

„Und das glaubst Du?"

„Nun, der Kerl ist ja arm."

„Aber auch stolz dabei. Nein, Katharina wird ihren lieben Vater zu Hause haben wollen und sich mit ihrem lieben Vater beschäftigen und ihrem lieben Vater die Brustkrause nähen und ihn mit Rosinen und Mandeln füttern, wie einen Papagei.“

„Das war ein schönes Bild, aber dagegen werden sich Mittel finden. Nun apropos, was denkt sie von mir?“

„Ach, so viel wie nichts. Ich habe ihr schon zuweilen Deine zärtlichen Gefühle zu verstehen gegeben, aber dann fällt sie mir allemal gleich in's Wort.“

„Das ist ein gutes Zeichen. Du selbst wirst wohl einsehen, daß Ludwig von Dernath ein hübscher junger Mann ist, wohlgewachsen, roth und weiß, wie eine Lilie und mit ein paar Waden, die sich in seidenen Strümpfen vortrefflich ausnehmen.“

„Du bist ziemlich eitel, Ludwig.“

„Ach nein, aber ich sehe die Sache nicht für verloren an; mit einem guten, klugen Kopfe und schönen Beinen kommt man bei dem schönen Geschlechte weit.“

„Diese Männer! So jung ich auch noch bin, habe ich doch, meinem lieben Bruder sei es gedankt, schon einen guten Begriff von ihrer Art und Weise zu denken und zu handeln.“

„Ja, danke mir dafür.“

„Ich werde mich vor dem Heirathen hüten.“

„Liebe Mariane, Du wirst niemals heirathen, bevor

die Mama stirbt und dann kann Dein mütterliches Erbtheil einen Ehrenmann von Herz und Kopf an Dich locken."

„Ich danke für das Compliment."

„Du hast einen vortrefflichen Kopf und ein Herz, welches zu Allem fähig ist. Du bist klüger als ich und kannst besser als ich jedes Gefühl beherrschen. Mir wäre es unmöglich, Fräulein Lützow zu schmeicheln und doch stürzen zu wollen, wie Du thust. Es ist schade um das Mädchen, daß Du ihre Freundin bist."

„Das war ja recht schön und zart. Ich bewundere Dich, mein Ludwig."

„Es gehört Muth dazu, sich bei denen, welche man haßt, einzuschmeicheln, und wenn Du Dir nicht vorgenommen hättest, sie auf Lebenszeit unglücklich zu machen, so würdest Du mich gewiß nicht bei ihr unterstützen. Siehst Du, Mariane, ich kenne Dich schon, aber gleichwohl muß ich Dir danken, daß Du das keuchende Reh in meine Arme hetzest."

„Deine Dankbarkeit rührt mich, aber Du irrest Dich. Weshalb soll ich sie hassen?"

„Ach ja. Aber gleichviel, hasse sie, so viel Du willst, peinige sie, laß Unglück überall ihr seine Dornen entgegenstrecken, laß sie mit ihren schönen Füßen auf dem mit Disteln bestreuten Wege hinwandeln, den Du ihr bereitest . . . sie wird doch mein und Du, Mariane, hast Dich dann gerächt an Deiner wunderschönen Freundin."

„Und an der Majestät.“

„Ach, das ist eine andere Sache. Ich will den Majestäten nichts Uebles zufügen, aber die Stellung kann so werden, daß man sie stürzen und unglücklich machen muß. Wenn ein Baum die Aussicht hindert, so haut man ihn nieder, ohne daß man deswegen Haß gegen diesen Baum hegte.“

„Dieser Grundsatz ist ganz richtig, lieber Ludwig.“

Ein Diener trat ein.

„Es ist ein Bote von Ihrem Herrn Vater da, gnädiges Fräulein, welcher meldet, daß der Wagen in einer halben Stunde kommen wird.“

„Ich bin fertig.“

Als der Bediente fort war, legte Mariane alle ihre Schachteln und Pakete (von denen einige Stoffe zu Trauerkleidern enthielten) auf einen Haufen, um bereit zu sein.

„Bleib noch ein wenig sitzen, Ludwig, ich muß noch einmal hineingehen, um mein Lamm zu streicheln.“

„Also, geliebte Katharina,“ sagte Mariane, als sie in das Zimmer ihrer Freundin trat, „also nun bin ich fertig.“

„Arme Mariane, das ist eine kummervolle Reise.“

„Ach ja! Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr

wir unsere Mutter lieben. Ludwig ist ganz in Verzweiflung und im höchsten Grade aufgeregt.“

„Hält er so viel auf seine Mutter? Junge Edelleute pflegen sich sonst nicht um ihre Eltern zu bekümmern und um ihre Mütter am allerwenigsten.“

„Da ist Ludwig eine Ausnahme. Er ist im Allgemeinen weit empfindsamer als die meisten andern jungen Leute und, Katharina, er wird nicht eher glücklich, als bis er eine Stütze gefunden, bis er eine innige, zuverlässige Freundin an seiner Seite hat; aber wo soll er eine solche finden?“

Katharina schwieg und schlug die Augen nieder.

„Aber,“ hob Mariane wieder an, „aber nun lebe wohl, lebe wohl, meine einzige Freundin auf Erden. Ach, Katharina, laß mich noch einmal mich auf Deine Schulter stützen . . . Gott weiß, ob und wann wir uns wiedersehen; ach, viele Leiden werde ich erfahren haben, wenn wir uns wiedersehen, das wenigstens ist gewiß.“

„Aber,“ sagte Katharina mit Thränen in den schönen Augen, „vielleicht kann Deine Mutter noch gerettet werden. Gottes Gnade ist groß, die Macht des Gebetes ist unbegrenzt; bete zu Gott, Mariane, der hilft.“

„Ach Katharina, bete für mich . . . bete für uns! Lebe wohl, lebe wohl, auf lange.“

Die Mädchen rissen sich eine aus der andern Armen, und Katharina faltete fromm die Hände und betete für Marianens Mutter und für ihren eigenen Vater, welcher

stets, wenn sie betete, so lebhaft vor ihrem innern Auge stand, während Mariane lächelnd wieder zu ihrem Bruder hineintrat und sagte:

„Habe ich rothe Augen?“

„Ja.“

„Du verstehst schon, ich habe mit dem sanften Lämmchen ein paar Thränen geweint.“

II.

Das Erwachen.

Als Katharina zur bestimmten Zeit wieder in das Zimmer der Königin trat, war diese heiterer als vorher und hatte nicht mehr nöthig zu versuchen, die Falten aus ihrer hohen Stirn hinwegzuglätten. Ihre Augen funkelten im Gegentheil von einem seltenen Stolze und ihr ganzes Wesen verrieth mehr die Königin, als die mütterliche Freundin, welche Katharina lieben gelernt hatte. Das Mädchen stutzte daher, wie Jeder zu thun pflegt, der bei einer Person, die er zum Gegenstande seiner unablässigen Aufmerksamkeit gemacht hat, etwas Ungewöhnliches findet.

„Ah, sieh da, meine liebe Katharina," sagte Louise Ulrike und ging ihrer schönen Favoritin einige Schritte entgegen. „Komm, setze Dich hier auf den Schemmel nieder, ich will mit Dir sprechen, mein Kind."

Die Königin warf sich nachlässig in den sammetnen

Lehnstuhl und deutete auf das prachtvolle Fußbänkchen daneben.

„Katharina,“ hob sie an, „Du glaubst wohl, daß nur Freude unter dem Königspurpur wohnt, nur heitere Gedanken unter der Krone — glaubst Du das?“

„Ja, Majestät, gewiß sind Sie glücklich.“

„Ja, jetzt, jetzt, mein Kind, wenn ich sehe und weiß, daß unsere Feinde bald vernichtet werden.“

Katharina betrachtete sie verwundert, denn bis jetzt hatte sie nichts Anderes gehört, als daß Alle das Königspaar liebten. Das Volk jubelte, wenn die hohen Personen sich zeigten, in jeder Predigt segnete der Geistliche den milden Adolf Friedrich und Louisen, die „Huldreiche“, und die Mächtigen beugten sich in den Staub vor ihren Herrschern. — „Feinde? Wer könnten diese wohl sein?“ dachte sie.

Die Königin lächelte: „Du bist überrascht, mein Kind, daß wir Feinde haben. Du hast sie noch nicht gesehen; nicht wahr?“

„Nein, Majestät, ich kenne Niemanden, der nicht...“

„Mich liebte und verehrte; ist es nicht so?“

„Ja, Majestät.“

„Ach, mein gutes Kind, ich will nicht einen Theil meiner Schmerzen auf Dich übertragen, ich will wenigstens einen, einen einzigen Menschen sehen, der die Schwingen seiner Psyche nicht mit Haß oder Kummer befleckt, eine einzige glückliche Seele, die nicht in dem Gewebe der In-

trigue sich bewegt, welche uns Anderen alle umschlossen hält. Aber jetzt ist das eine andere Sache ... siehst Du, ich habe die Kraft, das Gewebe zu zerreißen, bald frei zu werden wie Du — und nun habe ich Muth, Dir zu sagen, daß Du um den Rand des Verderbens herumgeflattert bist, ohne es zu wissen und durch Deine Freiheit Deine gefesselte Königin getröstet und beruhigt hast."

Katharina schwieg, sie konnte unmöglich sich klar darüber werden, worin das Verderben läge.

„Siehst Du, Katharina," hob die Königin wieder an, „Schweden hat einen übermüthigen Adel, einen mächtigen Adel, der von Anfang an mit den Königen des Landes in Streit gelegen hat. Es ist ein Jahrhunderte langer Streit um die Macht geführt worden und beständig hat der Adel gesiegt, denn siehst Du, es ist ein Streit zwischen Königen und Generationen auf entgegengesetzten Seiten gewesen. Jeder König hat auf seine Weise versucht, die übermächtigen Klassen zu bezwingen, aber das war blos eine Person — die Klasse war ein Volk im Auszuge — und das ist klar, daß das Volk stehen bleibt, wenn auch die Könige fallen. Du verstehst mich."

„Majestät, ich bekenne, daß ich Sie nicht so gut verstehe, als ich wünschte."

Die Königin lachte. „Nun siehst Du, der Adel hat die Königswürde bis auf einen bloßen leeren Titel herabgesetzt. Sie behandeln uns, wie die Russen ihren heiligen

Nikolaus behandeln; sie beugen einen Augenblick vor seinem Bilde das Knie, wenn aber nicht Alles, was sie wünschen, in Erfüllung geht, so schlagen sie ihren Gott und werfen ihn in den Winkel. Die Menschen wollen einen König haben, den sie eben so behandeln können, wie ihren Gott, und deshalb wollen sie an Beider Stelle nur Bilder sehen — ha, ha! Aber das ist vorbei. Das Schwert ist dem Könige nicht umsonst gegeben, das Scepter ist nicht blos schwer, sondern auch mächtig, und die Krone ist nicht blos eine Narrenkappe. Liebe gute Katharina, wenn Alles abgethan, die Macht des Königs anerkannt und die Krone von wirklichem Werthe ist, dann sollst Du mit mir durch unser schönes Land reisen und Dich freuen, zu sehen, wie das befreite Volk seinen befreiten König umjubelt."

Katharina hatte von der langen Mittheilung ihrer exaltirten Königin so viel begriffen, daß sie einsah, daß nicht alle Ehrfurchtsversicherungen, die sie hörte, wahr wären. Sie erblaßte und fühlte gleichsam eine eiskalte Stelle in ihrer innersten Seele — es war ihr, als sei sie von einer Höhe heruntergestürzt und versuchte vergebens mit den verschnittenen Flügeln wieder emporzuflattern. Vorher hatte die ganze Welt vor ihr ausgebreitet dagelegen, wie eine schöne Landkarte, so eben und so spielend in allen Farben des Regenbogens, aber jetzt kam sie ihr vor wie mit lauter schwindelnden Abgründen übersäet. Ach wie fühlte sie sich auf einmal unglücklich und niedergedrückt

Die Königin dagegen war die Heiterkeit selbst. Man

hatte ihr an diesem Morgen gesagt, daß die königliche Partei in der Armee die Oberhand gewonnen, daß das ganze Land wie Ein Mann das Königspaar vertheidigen würde, daß die unterdrückte Partei, die Mützen, mächtig durch ihre Kraft, durch ihre Ahnen und Reichthümer, in der Zeit ihrer Unterdrückung eingesehen, daß die königliche Macht die einzige Stütze, sowohl des Adels als aller andern Klassen sei. Alle diese Vorspiegelungen hatten sich mit einem Male in die Seele der lebhaften, feinfühlenden und wankelmüthigen Königin eingedrängt und alle Federn ihrer Thatkraft angespannt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie sich irrte und selbst das schwache Gebäude niederriß, welches sie bis jetzt aufrecht erhalten — die kindische Unwissenheit, den heiligen Tempel der Unschuld, der eben so ewig und zugleich eben so vergänglich ist, wie die wechselnden Lichtstrahlen am Morgenhimmel. Die Freude und Heiterkeit der Unschuld verschwinden schnell, aber dieselbe Sonne, welche sie einmal schuf, kann sie auch wieder schaffen, jetzt und in Ewigkeit.

Die Königin, die sich für den Augenblick überschwenglich heiter fühlte, wollte ihre Freude ihrer jungen Freundin mittheilen, zerstörte aber dadurch zugleich die Ruhe derselben.

„Gott sei gedankt, daß Ihre Majestät froh und glücklich sind," sagte Katharina, und seufzte tief auf, „aber mich betrübt es, daß Ihre Majestät Feinde zu ha=

ben glauben. Ach, wüßte ich, daß Jemand mit mir unzufrieden wäre, so könnte ich keine Nacht schlafen und würde am Tage nicht froh."

„Du geliebtes gutes, reines Kind!" sagte Louise Ulrike und drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens. „Vielleicht habe ich Deine unschuldige Freude gestört, gutes Kind," fuhr sie fort und blickte ihr sanft in die Augen. „Ja ich sehe es ... hier brennt nicht mehr wie früher das sanfte Feuer, die reine himmlische Flamme, welche keiner irdischen Nahrung bedarf. So geht es, wenn man etwas Irdisches auf den Altar der Unschuld wirft, so geht es."

Die Königin hielt die Hände vor das Antlitz, gleichsam um sich zu sammeln. Endlich nahm sie die Hände wieder langsam von den Augen und legte sie segnend auf das Haupt des Mädchens.

„Beruhige Dich, Kind! Es wird schon noch einmal geschehen, — besser daß ich an die Thür zu dem Reiche der Finsterniß klopfe. Also blicke auf! Du weinst, Mädchen, die Thränen stehen Dir in den Augen; Deine Kindheit ist vorbei, die frohen Zeiten eilen an Dir vorüber, wie bunte Schmetterlinge vor dem Sturme — nicht wahr? Ach, Mädchen, und doch giebt es Viele, die niemals eine Kindheit gehabt, die sich nicht entsinnen können, jemals gelebt zu haben, wie Du bisher — sieh nur mich an, mein Kind — eine solche ist Deine Königin."

Katharina beugte sich nieder und weinte wie ein Kind in den Armen ihrer mütterlichen Königin ihren Kummer aus.

„Ja, weine, Kind,“ sagte die Königin, „weine. Ich weiß, was einige Thränen zur rechten Zeit werth sind.“

III.

Liebe und Reichstag.

Wenn wir einen Blick auf eine Missionskarte werfen, wo man die christliche Welt mit Weiß und die heidnische mit Schwarz bezeichnet, so bekommen wir einen klaren Ueberblick, daß fünf Siebentel heidnisch oder muhamedanisch sind. Blicken wir weiter und fassen wir alle ungleichen Religionen in Bezug auf ihren Cultus in's Auge, so werden wir eine Menge Ungleichheiten gewahren, zu welchen die sieben Farben des Regenbogens mit allen ihren Nüancen nicht hinreichen. Es kann sehr erbaulich sein zu sehen, wie der äußere Cultus des Christenthums sich in der Welt ausbreitet, aber es ist traurig, sich eine Karte zu denken, wo die Länder, wo Christi Wort wirklich lebendig geworden, verzeichnet sind, denn dann stände zu befürchten, daß die ganze Erde so dunkelgrau aussähe, daß sie von Schwarz fast nicht zu unterscheiden wäre. Um des Rechtes selbst und um Gottes willen sehen wir gewöhnlich Die-

jenigen als Verbrecher dem Verderben anheimfallen, welche das Bestehende stürzen wollen. Es ist nur das eigene Interesse, oft nur der grasseste Eigennutz, welcher, ohne es zu wissen und sich selbst zum Trotz, das Gute wirken, denn so heidnisch auch die Welt aussieht, so geht doch der Geist Gottes durch den Raum aller Zeiten hindurch, obschon Niemand ihn sieht, Niemand von ihm wissen will, obschon Jeder sich sein Ziel selbst zu bestimmen und die Mittel zur Erreichung desselben auffinden zu können glaubt. Diese Weltordnung scheint ein Vorwärtsschreiten vorauszusetzen, auch wenn wir es selbst nicht wollen. Die Alten haben zu allen Zeiten behauptet, daß die Welt rückwärts gehe, daß das Verderben sich mehre, und gleichwohl ist die Welt vorwärts gegangen und das Gute hat sich mehr ausgebreitet.

Der Reichstag im Jahre 1756 war ein solcher scheinbarer Rückschritt, nicht deshalb, weil die unterdrückte Königsmacht, sondern deshalb, weil die Gewalt eines Standes ihre Macht auf eine Weise gebrauchte, welche der Grund war, daß dieser Reichstag eigentlich das Todesjahr für die Standesgewalt ist. Von jener Zeit an hat das Volk mehr als die Könige selbst eine Macht gefürchtet, welche Billigkeit und Gerechtigkeit so wenig respektirte und sich mit so geringen Interessen beschmutzte, daß ein Bettler sich schämen würde, die Hand darnach auszustrecken.

Mariane von Dernath war in Trauerkleidern zurückgekommen, das heißt, ihre Mutter war gestorben und Katharina hatte auf diese Weise ihre treue Freundin wie-

derbekommen. Jetzt war Katharina in die Pläne des Hofes eingeweiht und manchen Abend saßen die beiden Mädchen in Politik vertieft beisammen, denn Mariane verstand ihre Sache gut und führte die kleinen Aufträge ihrer Partei aus.

„Aber," sagte Mariane schlau lächelnd, und ohne ihre Freundin anzusehen, „Du hast nun alle Freunde des Hofes hergezählt, wir kennen sie alle, aber einen scheinst Du allemal zu übergehen, ist er Deiner Aufmerksamkeit nicht würdig?"

„Wer wäre dies?" fragte Katharina erröthend.

„Nun ... doch Du wirst schon selbst auf ihn kommen. Weshalb übergehst Du ihn allemal?"

„Wen nur?"

„Ach thue nur nicht so unwissend! Ich fürchte, Du erinnerst Dich seiner nur allzugut — den Baron Wernerhjelm meine ich."

„Friedrich?"

„Ja so, Friedrich, blos Friedrich!"

„Nun ja, Friedrich, wenn das besser klingt."

„Aber, Mariane, er heißt wirklich Friedrich," sagte Katharina und schlug die Augen nieder, denn sie fühlte, daß das heiße Blut ihre Wangen und Stirn purpurroth färbte.

„Beste Katharina, weshalb verhehlst Du mir das?" sagte Mariane, „Du liebst ihn, das ist ja ganz einfach; der bleiche Kurgast ist jetzt ein Adonis geworden und ge-

wandt und artig, wie ein Kavalier am französischen Hofe. Was antwortest Du?"

„Ich? Ich habe nichts zu antworten."

„Ja so ... Nun, liebe Katharina, dann muß ich wohl mein Examen fortsetzen; höre, meine gute Schwester, was macht denn Dein schwarzer Günstling, unser lieber Reisekamerad ... hm, wie heißt er nur? Der Zigeuner ... sag', Katharina, was macht dieser nur einen Abend um den andern hier im Corridor vor Deiner Thür?"

„Oßman?"

„Ja, Oßman. Ach wer nur ein solches Namengedächtniß hätte, wie Du! Ja, eben der, was macht er hier vor Deiner Thür?"

„Nun, siehst Du, Mariane, er bekommt ... ja, er bekommt Unterstützung durch mich, Gnadengeschenke von der Königin."

„Und diese überreichst Du ihm in einem Briefe, der natürlich an ihn selbst adressirt ist? — sie sind wohl voll guter Rathschläge, diese Briefe, das kann ich mir denken," fuhr sie lächelnd fort.

„Mariane, Du bist unerträglich," sagte Katharina und stand auf. „Du hast spionirt."

„Liebe Katharina, sei nicht böse, aber siehst Du, ich weiß Alles. Die Sache ist einfach folgende: Du bist Friedrich gewogen und Friedrich liebt Dich, vergöttert Dich, betet Dich an. Die Sache ist ganz heimlich, nur der Gott der Liebe weiß von Eurem Glück, nur die Sterne

sind Eure Vertraute und der keusche Mond, welcher das Vergnügen hat, Eure Seufzer zu hören.“

„Du weißt Alles, sagst Du, Mariane,“ entgegnete Katharina ruhig und richtete ihre schöne Gestalt empor, „Du weißt noch nicht Alles, aber so ist es ... doch mein Vater weiß Alles, sonst würde ich nicht wagen, Friedrich zu lieben.“

„Weiß auch die Königin davon?“

Katharina zögerte mit der Antwort. „Nein,“ lautete dieselbe endlich.

„Also die Königin weiß noch nichts davon; nun, das freut mich, ich weiß nicht, ob ihr eine Liebesgeschichte an ihrem Hofe angenehm sein würde.“

„Ich weiß es auch nicht, aber ich habe noch nichts gesagt.“

„Sei nicht böse auf mich, liebe Katharina,“ sagte Mariane bittend; „Du weißt, daß ich neugierig bin und daß ich Dein Glück als das meine betrachte; aber als ich Dich und Wernerhjelm bei der Königin sah, als ich bemerkte, wie Ihr ordentlich einander auswichet und später oft unsern Zigeuner im Corridor entweder wartend oder mit einem bedeutungsvollen dreieckigen Briefchen in der Hand antraf, da verstand ich Alles und beschloß Dich zu zwingen, selbst jetzt noch meine Freundin zu sein.“

„Aber erzähle ja Niemandem etwas davon,“ bat Katharina.

„Glaubst Du, ich würde Dich verrathen? Sei ruhig, meine kleine Turteltaube.“

Als die spionirende Freundin fort war, blieb Katharina, gleichsam ermüdet, in ihrem Zimmer sitzen und blickte unverwandt vor sich hin. „Ich war einmal ein gutes, glückliches Kind, welches unter lauter duftenden Blumen zu spielen wähnte; da kam die Königin und weckte mich und sagte: Hüte Dich, diese Rose hat Dornen und in den Adern dieser Pflanze rinnt Gift. Hu! Seitdem habe ich keiner Blume wieder getraut. Aber ich fand ein Wesen, welchem ich glaube und welches ich liebe — der Mann, der einmal sein Leben für ein armes Weib wagte, weshalb würde er nicht auch sein Leben für mich wagen? Wir schlossen uns an einander, wir müssen einander stützen. Ach, wie warm verweilten die Gefühle meines Herzens bei ihm unter den Segenssprüchen meines Vaters. ... Und nun, — nun drängt sich Mariane wie ein kalter Wurm zwischen uns beide. Das heilige, kindliche Siegel ist erbrochen, unsere Liebe ist entheiligt, sie ist übergegangen in die Kenntniß eines andern Menschen. Hu! Nun hat man die Blume meiner Liebe abgepflückt und getrocknet in ein Herbarium gelegt, um sie genau zu untersuchen.“

Katharina versank in tiefe Gedanken und ihre Miene war ernst und düster.

„Ich bin unvorsichtig gewesen,“ sagte sie endlich leise. „Mariane ist nicht meine Freundin, es bleibt nur noch

dieses Erwachen übrig. Zum Glück habe ich nicht den Plan der Königin verrathen, nicht ein Wort, daß der Brief, den Oßman überbrachte, etwas ganz Anderes enthielt, als Liebe. Armer Oßman, wie soll ich Deine Treue, Deine Unermüdlichkeit in meinem Dienste, Deine Schlauheit und Deinen Muth belohnen? Es ist ein gefährliches Spiel, sagt Friedrich, aber mit dem Königspaar auf unserer Seite und der alten ehrlichen Königsliebe des Volkes zur Stütze, ist es wohl möglich, daß eine Hand voll Parteigänger siegen und die Siege zu benutzen wagen können."

So sprach das junge Mädchen, welches gegen seinen Willen in das gefährlichste Spiel seiner Zeit verwickelt ward, umgeben von verrätherischen Freunden, ohne Hilfe und Beistand.

Die Königin war nicht mehr dieselbe, wie früher, sie ward von einem fieberhaften Gemüthszustande gepeinigt, der sie unruhig hin und her trieb. Fortwährend griffen die Stände sie an und allemal sie, denn von ihrer Klugheit und Kraft fürchtete man Alles. Sie mußte daher niedergedrückt und unter der Last jener Vormundschaft zermalmt werden, die sie abzuschütteln suchte. Sie sollte jeden Augenblick fühlen, daß sie in den Händen der herrschenden Partei war, jeder selbstständige Gedanke von ihr sollte unterdrückt werden, denn hier handelte es sich um Alles oder Nichts, es war ein Spiel um Macht oder Erniedrigung, um Leben oder Tod. Die Frage nach den Juwelen, zu

welcher Mariane von Dernath den Anlaß gegeben hatte, ward ein willkommenes Werkzeug, um die Schwester Friedrichs des Großen zu demüthigen. Die Erziehungsfrage war die zweite, um sie als Mutter zu beugen — dies war der Gnadenstoß.

Die stolze Königin, welche Liebe und Verunglimpfung gleich tief fühlte, litt tausend Martern während dieser Zeit, ihr unruhiges Gemüth wand und krümmte sich wie ein Adler in den Klauen einer Tigerkatze, aber vergebens — Demüthigung folgte auf Demüthigung, ihr Hofstaat ward verändert, die vormaligen Lehrer ihrer Kinder wurden fortgejagt und ihr Gemahl mußte sich auf erniedrigende Weise verbieten lassen, König in seinem Lande und Herr an seinem Hofe zu sein. Und unter allen diesen Widerwärtigkeiten hatte sie blos einen Trost, — die Rache, ein sehr ärmlicher Trost.

Katharina von Lützow war während dieser Tage ihre einzige Vertraute, denn alle Anderen — und ganz besonders Mariane — waren Gegenstand ihres Argwohns. Das arme Mädchen ächzte unter diesem zentnerschweren Vertrauen, aber selbst sie hoffte.

Der Revolutionsplan wäre wahrscheinlich geglückt, wenn sich nicht gerade am Ausgangspunkte eine verborgene Klippe gezeigt hätte. Diese Klippe war Adolf Friedrich's Sanftheit, seine Bescheidenheit und seine Unentschlossenheit. Als der Plan zur Handlung ward, schwankte gerade die Axe, um welche Alles sich drehen sollte und alle

Theile der gebrechlichen Maschinerie stürzten auf einmal zu Boden.

Die Geschichte hat schon genug von der Nacht des **21.** Juni **1756** erzählt, wo der Versuch zur Freimachung des Königs mißglückte. Die Trommeln wirbelten, Cavalleriepatrouillen durchtrabten die Gassen, das Volk schrie Hurrah und fluchte den Ständen und sprang vor einem Reiter her, Wirthshausredner ermahnten die Ihrigen, den König zu vertheidigen und versprachen Gold und grüne Wälder, die Masse ras'te hinaus, aber da hörte man einige Schüsse durch die Gassen knallen und die muthigen Kämpfer wurden blaß und nüchtern, sie blieben die gehorsamen Unterthanen der Stände und des Reichsraths, blos um in Ruhe nach Hause zu gehen und den Rausch auszuschlafen.

Mit Einem Worte, der unreife Versuch der Wiederherstellung der Königsmacht ward unterdrückt, ehe noch ein Tropfen Blut vergossen war, und das unglückliche Werkzeug mußte bei der Unverletzlichkeit der Majestät sein Haupt unter das Beil des Henkers beugen.

IV.

Das Verhör.

Einige Tage waren vergangen, seitdem Graf Brahe und seine „Mitschuldigen“ unter dem Beile ihren mißglückten Versuch gebüßt hatten, die Königsmacht aus der Abhängigkeit zu reißen, in der sie zu den Parteien stand — ein Versuch, der, wenn er von Adolf Friedrich richtig verstanden worden und nicht durch seinen Kleinmuth und sein Schwanken in dem entscheidenden Augenblicke gescheitert wäre, die Theilnehmer an die Stufen des Throns anstatt auf das Schaffot gebracht hätte. Es war einzig und allein das Bedürfniß der Parteien, einen imaginairen Stützpunkt zu haben, was das Königspaar rettete, aber die Untersuchung fuhr noch beständig fort, den „tief angelegten Plan“ gegen die „Freiheit“ auszuforschen.

Es war eines Abends gerade in der Dämmerung, als das Königspaar mit seiner wortkargen Umgebung in einem der großen Säle auf Drottningholm saß. An der

Wand hing gleichsam symbolisch ein Jagdstück aus der Zeit König Friedrich's, ein großes Oelgemälde, welches einen niedergeworfenen blutenden und an den Bissen der Hunde verendenden Hirsch vorstellte. Das herrliche Thier lag auf den Knieen und ein magerer Jagdhund biß sich ihm fest in die Kehle ein. Mitten unter diesem Gemälde saß das Königspaar und spielte Schach, schweigend, als ob es bezaubert wäre, und rund umher beugten sich ihre Vertrauten über ihre Arbeit, als ob sie verurtheilt wären, es um's Tagelohn zu thun. Aber König und Königin spielten eben so wenig, als die Andern arbeiteten. Alles war ruhig und todtenstill.

Katharinen von Lützow's Angesicht war bleich wie der Tod, aber dennoch, obschon das ganze Entsetzen, welches in ihrem Herzen arbeitete, sich von der Königin herleitete, welche sie in ihre Ideen eingeweiht hatte, schien sie gleichwohl mehr für sie bekümmert zu sein, als um sich selbst.

Wernerhjelm, der im dem Prozesse der Uebrigen gleichfalls mit compromittirt war, hatte ihr einen Brief gesendet, worin er Abschied von ihr nahm. Er wollte in's Ausland gehen, bis bessere Zeiten kämen und bat sie, treu zu bleiben bis zum Tode. „Ja, treu bis in den Tod," sagte sie zu sich selbst und tausendmal hatte sie an diesem Tage wieder gedacht: Treu bis in den Tod!

Ein Hofbedienter trat eiligst mit einem Briefe herein, den er schweigend, aber ehrerbietig Katharinen überreichte.

Er war auf feines chinesisches Papier geschrieben und lautete folgendergestalt:

„Geliebte Katharina!

„Ich weiß, daß Du mir mißtrauest, ich weiß, daß ich in den Tagen des Glückes nicht Deine Freundin war — dann laß mich sie im Unglücke sein. Wernerhjelm's Flucht ist mißglückt, er ist verhaftet, man hat Spuren von Deinem Briefwechsel mit ihm und morgen wirst Du zum Verhör vor die Commission geladen werden. Erschrick nicht, gestehe nichts, sondern folge dem Rathe meines Bruders — blos dadurch kannst Du Deinen geliebten Friedrich retten. Gehorche meinem Bruder, er hat versprochen, bei dem Verhör anwesend zu sein. Keiner Deiner Briefe ist bis jetzt entdeckt worden — leugne Alles,

„Deine ewig treue

„Mariane."

Die Seele kann sich an gewaltsame Erschütterungen gewöhnen und diese Gewohnheit war die Ursache, daß Katharina blos die Farbe wechselte, übrigens aber durch keine Miene ihren Schrecken verrieth.

Alle waren mit sich beschäftigt und erst am folgenden Morgen, als die Vorladung von der Commission eintraf, entdeckte sie es der Königin.

„Also auch Du, Katharina," schluchzte Louise Ulrike und schloß das Mädchen in ihre Arme, „Du gehst auch um meinetwillen zum Tode, für mich, die ihre einzigen

Freunde opfern, die sie in's Verderben stoßen muß! Auf meinem Haupte, Katharina," fuhr sie fort und zeigte auf ihre Stirn, während sie ihren Liebling mit wilden Blicken ansah, „auf diesem Haupte brennt das Feuer des Fluches wie eine Krone. Ich bin es, ich, die tausend Mal für Euch Alle sterben sollte."

„Machen Sie sich keinen Vorwurf, Majestät; Sie haben den Plan nicht entworfen und das Mißlingen desselben ist auch nicht Ihre Schuld, aber," fuhr sie fort, „mit mir ist es aus. Leben Sie wohl, edle Königin! Vergessen Sie nicht Katharinen und," fuhr sie fort, während die Thränen mit Gewalt ihr in die Augen traten, „helfen Sie meinem armen Vater, trösten Sie ihn."

Louise Ulrike schloß das arme Mädchen heftig in ihre Arme.

Einige Minuten später saß sie in dem Wagen, der schnell der Hauptstadt entgegenrollte.

Es war ein schöner Julitag im Jahre **1756** und ruhig glänzte die Fläche des Mälarsee's und ruhig war der Himmel und die Vögel sangen wie zuvor auf den Bäumen — Alles war freudig, nur nicht die Menschen. Das Volk war unruhig geblieben und überall auf den Gassen der Hauptstadt standen Gruppen, welche die Ereignisse des Tages besprachen. Man benutzte gleichwohl den ganzen Vorfall zum Zeitvertreib. Das Volk sieht selbst den ganzen Spektakel mit an, welcher dabei die Hauptrolle hat, gleichsam wie wenn man träumt, sein eigenes Begräbniß

mit anzusehen, und findet Gefallen daran. Man schwatzte, fluchte, lachte, hatte allerlei Einfälle, aber nur Wenigen fiel es ein, über die Sache nachzudenken.

Die wogende Menge bemerkte nicht, daß an einer Straßenecke ein schwarzbrauner Bettler, an die Mauer gelehnt, saß, der, wie es schien, beschäftigt war, an einem Knochen zu nagen; man merkte nicht, wie die schwarzen Augen ihre funkelnden Blicke nach allen Seiten hin schickten und daß er, als endlich ein Hofwagen die Gasse heruntergerollt kam, einen Schrei ausstieß. Ein junges bleiches Mädchen blickte durch das Fenster und der Wagen fuhr weiter. Das Volk sammelte sich um den Bettler, welcher Krämpfe zu bekommen schien, aber bald lächelte er und sagte:

„Es geht vorüber, es geht vorüber, bemüht Euch nicht, Freunde.“

„Was giebt es?“

„J der Kerl da hat die fallende Sucht.“

„Es ist doch sonderbar, daß solche Menschen ihre Krankheit auf freier Gasse kriegen; sie können einen ja zu Tode erschrecken,“ sagte eine alte Jungfrau in rother Jacke.

„Ach, der da für ihren Theil braucht wohl nicht Angst zu sein,“ antwortete ein Matrose, der seinen Kautabak im Munde herumkugelte und lachte. „Solche alte Gespenster sind immer gleich mit ihren Rathschlägen da.“

„Laß sie nur gehen, Drasman! Ha, ha, ha!“

„Ich möchte nur wissen, wer das vom Hofe gewesen ist,“ sagte ein Anderer; „es war ein Hofwagen, der hier vorbeifuhr.“

„Ach ganz gewiß einer von den Staatsverbrechern,“ gab ein Stutzer, der eben hinzugetreten war, zur Antwort.

„Ach rede Er doch nicht von Verbrechern, Er Musje!“ schrie ein Schmiedegeselle, „jagt ihn fort, das ist ein Diener des Reichsrathes.“

„Ja, dem Rathe gehorchen wir und den Ständen.“

„I, was Du nicht sagst, Du charmantes Kerlchen! Fühlst Du jetzt etwas in Deiner Physiognomie? Gleich packe Dich fort, ich kümmere mich den Teufel um Reichsrath oder Stände.“

Das Volk fuhr fort zu schwatzen und sich auf den Gassen umherzutreiben, aber der Bettler schlich sich durch mehrere Seitengäßchen nach dem Hause, wo die Commission sich versammelte. Es war der treue Zigeuner Oßman, der durch das allgemeine Stadtgespräch erfahren hatte, daß Katharina von Lützow um diese Zeit zum Verhör vor die Commission gestellt werden sollte. Er wußte von sich, daß er ihr nützen könne und deshalb setzte er sich an eine Straßenecke, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, im Fall sie vielleicht ihm einen Auftrag zu geben hätte. Katharina ahnte seine Absicht, schrieb einige Worte auf einen Papierstreifen und wickelte ihn anstatt einer andern Belohnung,

um einen Ring, um ihn zu beruhigen, im Fall er später, wie sie vermuthete, zum Vorschein kommen sollte.

Der Wagen hielt an der Treppe, die von gemeinem Volke umlagert war, welches sich an dem Unglück der Angeklagten ergötzte, blos deshalb, weil es vornehme Personen waren, welche leiden sollten. Jedes Mal, wenn einer der Angeklagten kam oder fortfuhr, ließ die Menge ein wildes Hurrah ertönen und stieß Verwünschungen aus, um auch ihrerseits ihren Erbfeinden eins anzuthun. Als daher der Wagen des Fräuleins von Lützow kam, stimmte der ganze Haufe ein wildes Hurrahgeschrei an.

„Das ist eine von den Dienerinnen der Königin," hörte man, „was sagt Ihr zu dieser Fuhre?

Und der kleine Karin diente
In des sanften Königs Garde;

ha, ha, ha! Wir wollen doch sehen, ob sie am Ende nicht in die Nageltonne muß."

„Still, sei nicht gemein, es ist ein Mädchen, ein junges Mädchen."

„Ach, schweigt Ihr nur selbst!" Und wieder begann der Pöbel das Lied zu singen:

Und der kleine Karin diente
In des sanften Königs Garde.

Katharina von Lützow fühlte sich in diesem Augenblicke höher, edler, reiner und besser, als jemals vorher. Man muß so werden, wenn man sieht, wie der Pöbel handelt

und mit welchem Leichtsinne er das blutige Schauspiel des Lebens betrachtet.

Der Zigeuner hatte sich, wie das Mädchen vorausgesehen, in die schimpfende Menge hineingedrängt und schlich sich jetzt bis an das Wagenfenster, streckte die Hand aus und rief:

„Eine kleine Gabe um Gottes willen.“

Gleich darauf sah man eine feine weiße Hand aus dem Fenster herauslangen und das zusammengewickelte Papier in die Hand des Bettlers legen, welche sich sofort dicht zuschloß.

„Solche Hände haben die Leute, die zu keiner Arbeit taugen,“ sagte ein breitschulteriger Steinsetzerbursche.

„Sie will sich Gnade durch Almosen erwerben,“ sagte ein altes Weib, „aber weder Gott noch Menschen ...“

„Schweigt, Alte, hier hat sie nichts mit Gott zu schaffen, sondern ganz einfach mit der geheimen Commission der Stände des Reichs.“

Endlich konnte Katharina von Lützow aus dem Wagen steigen. Als die schöne Gestalt, leicht wie eine Sylphide, auf die Treppe herunterhüpfte und Alle deutlich das wunderbar unschuldige, aber bleiche Angesicht sahen, als sie ihre blauen Augen, ehrlich und rein wie die Wahrheit selbst, langsam ringsum auf die murrende Menge heftete, gleichsam wie um zu fragen, ob es Menschen oder wilde Thiere wären, da empfanden Alle, daß sie Menschen, nur

Menschen waren und schlugen über sich selbst erröthend die Augen nieder.

„Das arme Mädchen,“ murmelten Einige, „das arme Mädchen! Gott helfe ihr in dieser schweren Stunde!“

„Gott helfe Ihnen und beschütze Sie, Fräulein,“ sagten die Näherstehenden und verneigten sich.

Und nun trat sie ein in das dunkle Gebäude, wo ihr und Wernerhjelm's Schicksal entschieden werden sollte. Die Hausflur und die Corridore waren von Wachen angefüllt und hatten im Ganzen genommen ein so gefängnißartiges Ansehen, daß Katharina erschreckt zurückbebte; ihr Begleiter aber, der kein Anderer war, als Trojlin, der den Dienst bei dem alten Baron von Dernath aufgegeben, um auf diese Weise in den Staatsdienst einzutreten, sprach ihr Muth ein und hörte nicht auf zu schwatzen, während er sie durch einen langen Gang führte, und endlich die Thür eines kleinen Zimmers öffnete, wo der junge Baron Ludwig von Dernath sie erwartete.

„Ich habe lange auf Sie gewartet, gutes Fräulein Lützow,“ sagte er freundlich und mit einem mitleidigen Lächeln, welches nicht affektirt war. „Sie lieben weder meine Schwester noch mich, aber dessenungeachtet will ich Sie von dem Schicksale erretten, welches (hier zuckte er die Achseln) meinen alten Freund Baron Wernerhjelm und Sie erwartet.“

„Friedrich's Schicksal ist also schon entschieden?“ fragte Katharina und heftete die Augen fest auf den jungen

Mann, dessen mädchenhafte Züge jetzt ganz verändert und fast verzerrt waren.

„Noch nicht, aber ich habe Grund zu fürchten ..."

„Vielleicht soll er sterben, um den Parteihaß oder die Gerechtigkeit, wie man es nennt, zufriedenzustellen?"

Der Baron zuckte wieder die Achseln und sagte: „Wer kann das wissen? Aber er ist sehr schwer compromittirt, ich fürchte, daß ..."

„Sie fürchten, Herr Baron, daß er noch gerettet werden könnte, ja ..."

„Sie thun mir unrecht. Er war mein Freund, obschon die politische Ueberzeugung uns einander gegenüberstellte."

„Er wird also sterben. Nun wohl, auch ich kann mit ihm sterben. Wir folgen einander, Herr Baron, Friedrich und Katharina haben einander Treue geschworen bis in den Tod."

„Sie? Sterben! Nein, nein, das sollen Sie nicht," entgegnete Ludwig von Dernath mit bebender Stimme; „Sie sollen gerettet werden, um geliebt und geehrt und glücklich zu leben im Kreise Ihrer Freunde."

Katharina konnte sich eines verächtlichen Lächelns nicht enthalten.

„Glauben Sie denn nicht, daß es auch dort oben einen Kreis von Freunden giebt, daß man auch dort geehrt und geliebt leben kann! Nein, Herr Baron, wenn Wernerhjelm nicht frei wird, so werde ich es noch viel weniger.

Nichts in der Welt soll mich hindern, Alles zu bekennen und die geheime Commission soll ihre Gerechtigkeit durch das Blut eines Mädchens besiegeln."

„Sie flößen mir Verehrung, aber auch zugleich Schrecken ein," sagte der Baron und beugte ein Knie. „Aber, Katharina," fuhr er bis zu Thränen gerührt fort, denn dieser Auftritt ergriff die Seele in ihrer innersten Tiefe, „aber, Katharina, gestehen Sie nichts — nichts, und ich werde mein Möglichstes thun, um Wernerhjelm zu retten; bei Gott, bei dem Andenken an meine Mutter, bei Allem, was mir heilig ist, gelobe ich Ihnen, ihn zu retten, nur schweigen Sie, nur hören Sie auf meinen Rath. Ja, Wernerhjelm, welcher wahrscheinlich mit Ihnen confrontirt wird, leugnet alle Correspondenz durch Ihre Vermittelung ab, vielleicht ist dies der einzige Grund zu seiner Verhaftung gewesen. Lassen Sie nicht durch Ihre Liebe sich verblenden, stürzen Sie nicht ihn und sich selbst zugleich in's Verderben."

Katharina betrachtete den jungen Mann näher. Es lag in diesem Augenblick etwas so Aufrichtiges in seinem Tone und in seinem ganzen Mienenspiel, etwas so Kluges in seinem Rathe, daß sie von einer neuen Idee ergriffen ward.

„Bester Baron, ich will Ihnen trauen; aber was wollen Sie, das ich thun soll?"

„Sie sollen blos weder mir noch Wernerhjelm widersprechen und ... diese Kettte an Ihrem Halse tragen."

„Ist das ein Talisman gegen Zauberei?“ fragte das Mädchen lächelnd.

„Nein, aber das ist Ihre Rettung, Ihre und Wernerhjelm's Rettung. Er hat mich selbst darum gebeten. Hören Sie mich an, gutes Fräulein, folgen Sie mir, bedenken Sie, daß das Leben und das Glück von zwei Menschen von dem abhängt, was Sie sagen oder was Sie nicht sagen, ja von dreien oder vieren — das Leben Ihres Vaters und Ihrer Königin.“

Katharina neigte das Haupt und saß lange schweigend in Gedanken versunken; endlich streckte sie dem Baron von Dernath die Hand entgegen und sagte:

„Sie haben Recht, mein Vater und die Königin. So mag es denn sein. Ich lasse mich leiten; aber,“ setzte sie mit einer Kraft hinzu, die man schwerlich von diesem zarten, leichenblassen Mädchen erwartet hätte, „Sie, Baron Ludwig von Dernath, sind mir am jüngsten Tage für Ihren Rath verantwortlich. Geben Sie die Kette her; wohl begreife ich nichts, aber ich kann mich nicht selbst leiten. Gott strafe jeden Verräther!“

„Ja, Gott strafe jeden Verräther!“ wiederholte Ludwig von Dernath vor sich hinmurmelnd; „aber Fräulein, vergessen Sie nicht, daß Niemand weiter als ich und Mariane von Ihrem Verhältniß zu Friedrich Wernerhjelm weiß, Niemand als Sie und er und wir Beide.“

In diesem Augenblicke trat der Aufseher Trojlin ein, verneigte sich tief und meldete, daß die Commission der

Reichsstände Fräulein von Lützow auffordern ließe, einzutreten.

„Beruhigen Sie sich, seien Sie ruhig, beste Katharina,“ flüsterte Ludwig von Dernath, „vergessen Sie nicht, was ich gesagt habe.“

Das Zimmer, wo die Commission ihre Versammlungen hatte, war einer jener alten gespenstischen Säle, wo Alles auf Solidität, aber nichts auf Behaglichkeit berechnet ist. Die Wände waren mit Eichenholz getäfelt und der Fußboden ebenfalls mit einem dergleichen Parquet in Quadraten und anderen Formen versehen.

Die schwere Gypsdecke mit ihren plumpen Verzierungen schien jeden Augenblick den Einsturz zu drohen und der große, jetzt leere Kamin mit seinem ungeheuern eisernen Schirm sah aus wie ein alter versteinerter Kriegsgott mit dem Schilde zu seinen Füßen.

Mitten in diesem Zimmer stand ein großer eichener Tisch mit schlangenähnlich gewundenen Füßen, mit rothem Tuch bedeckt und mit schwarzem Leder eingefaßt, Alles schön mit Messingstäben und Eckfiguren von demselben Metall verziert. Um diesen Tisch saßen die Mitglieder der geheimen Commission, Männer mit düstern, strengen, unerbittlichen Mienen; aber keins von allen diesen Gesichtern machte auf Katharinen einen so unbehaglichen Eindruck, als die zwei funkelnden Augen und die blaßgelben pergamentartigen Züge des allgemeinen Anklägers, des Bürgermeisters Rehnhorn. Ein falsches Lächeln spielte um den

Mund dieses Mannes, der stolz auf seine gefährliche Aufgabe und zugleich demüthig aussah, wie ein gezähmter Tiger. Der kleine Mann war eben so, als wo wir ihn früher sahen, bemerkenswerth schön gekleidet; eine große weiße Krause bedeckte mit der Farbe der Unschuld die gefühllose Brust und seine schwarze, aber doch starkgepuderte Perrücke reichte wie früher mit ihrer Spitze tief herein in die von tausend kleinen Furchen durchkreuzte Stirn.

Das Verhör begann.

„Sie heißen Katharina Justina von Lützow und stehen im siebzehnten Lebensjahre?"

„Ja."

„Ihr Vater ist der Lieutenant von Lützow; Sie sind seine eheliche Tochter?"

„Ja."

„Sie sind Hoffräulein bei Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin?"

„Ja."

„Der Ankläger, Bürgermeister Rehnhorn, hat eine gegen Sie gerichtete Anklageschrift eingereicht, daß Sie zu verschiedenen Zeiten verdächtige Briefe abgesendet haben, welche wahrscheinlich an den jetzt verhafteten Lieutenant Baron Friedrich Wernerhjelm adressirt waren."

Katharina schwieg.

„Sie schweigen. Die Commission befiehlt Ihnen zu antworten. Haben Sie Briefe geschrieben?"

„Ja."

„An wen?"

Katharina schlug die Augen auf und betrachtete ihre Richter mit einem fast heitern Blick.

„Ja," sagte sie, „ich habe Briefe geschrieben, aber was sie enthielten und an wen sie gerichtet waren, das weiß nur Gott und ich, und ich gestehe nichts."

„Ich erlaube mir, die Aufmerksamkeit der Commission auf eine so trotzige Antwort wie diese zu lenken," sagte Rehnhorn; „es scheint, als ob Katharina von Lützow sich auf eine Art Meinungsrecht stützte, welches sich mit der wahren Freiheit nicht verträgt."

„Ganz recht. Die Commission wird den eingeschlagenen Weg streng verfolgen und deshalb wird, wenn der Ankläger nichts dagegen hat, der verhaftete Baron Wernerhjelm vorgeführt werden."

Rehnhorn verneigte sich tief.

Es entstand in dem Saale ein tiefes Stillschweigen, während nach Wernerhjelm geschickt ward, aber es dauerte nicht lange, so trat der schöne Jüngling, von seinen Wächtern gefolgt, ein. Er stutzte sichtlich, als er Katharinen vor dem Richtertische sah, aber in einem Augenblick hatte er sich gefaßt und trat auf die andere Seite mit einer Kraft und einer Haltung, die bewundernswerth für Jeden war, welcher wußte, um was es sich hier handelte.

Rehnhorn blickte den wackern Jüngling, den Unglück und Gefahren nicht zu beugen vermochten, listig an, es

schien, als ob es seine Eigenliebe verletzte, daß der junge Wernerhjelm nicht gedrückter, nicht unglücklicher aussah.

„Kennen Sie die hier vor Ihnen stehende Person?" war die erste Frage, als Wernerhjelm seinen Platz eingenommen hatte.

„Ja, sie ist Hoffräulein bei ihrer Majestät der Königin, Fräulein von Lützow."

„Sie haben mit ihr im Briefwechsel gestanden?"

„Nein, niemals."

„Sie leugnen!" unterbrach Rehnhorn mit funkelnden Augen; „dann muß ich darauf antragen, daß eine angemessene Tortur an dem verstockten Verbrecher angewendet werde. Es ist möglich, mein bester Baron, daß Sie dann etwas fügsamer werden, als Sie jetzt scheinen," setzte er mit einem stechenden Blick auf sein Opfer hinzu.

„Herr Ankläger," sagte Wernerhjelm ruhig, „Sie können mir nicht mehr nehmen als das Leben und ich weiß, wornach Sie und die Commission trachten; aber dieses Mädchen hier ist unschuldig, sie hat niemals mit mir anders, als im Beisein der Königin gesprochen, sie hat nicht an mich geschrieben, sie weiß von nichts."

„Sie hat aber gleichwohl gestanden, daß sie an Sie geschrieben hat."

„Was haben Sie gedacht, Fräulein, ist es vielleicht geschehen, um mich zu retten?" sagte Wernerhjelm.

„Nein, Sie haben nicht an mich geschrieben."

„Der Angeklagte giebt seiner Mitschuldigen Anleitung," unterbrach Rehnhorn. „Ich trage darauf an, daß die Confrontation gesetzmäßig geschehe."

„Leugnen Sie noch, Katharina von Lützow?" lautete die Frage der Commission.

Das Mädchen schien versteinert vor Schrecken über Wernerhjelm's Gefahr, es wirbelte ihr vor den Augen, sie schwankte. „Ich habe Alles gesagt," das war Alles, was ihre bleichen Lippen zu stammeln vermochten.

„Es scheint auf die Nerven des Fräuleins zu wirken," sagte Rehnhorn, indem er den jungen Baron listig anschielte; „vielleicht auch auf die Ihrigen?" fuhr er fort. „Aufseher, setzt dem Fräulein einen Stuhl hin."

Jetzt trat Ludwig von Dernath vor, stellte sich neben die Ohnmächtige und sagte: „Edle Herren der Commission! Da ich sehe, daß sowohl Fräulein von Lützow als der Baron Wernerhjelm Gefahr laufen, verdächtig zu werden, so breche ich ohne Bedenken mein Versprechen, um beide zu retten. Die Verhältnisse sind von der Art, daß ich nicht eher, als im Nothfalle ein Geheimniß aufdecken will, welches ich bisher zu verhehlen gezwungen gewesen bin. Ich weiß, in welcher Stellung ich zu den hohen Herrschaften, welche Gott segne und vor allen Gefahren bewahre, stand und noch stehe, aber genug davon — ich muß, es mag nun gehen, wie es wolle, gestehen, daß die

Briefe, welche Fräulein von Lützow geschrieben und heimlich abgeschickt hat, an mich und nicht an Wernerhjelm gerichtet waren, den sie nur oberflächlich kennt. Wir sind mit einander verlobt, allerdings nur im Geheimen, und ohne daß mein Vater oder die Königin etwas davon weiß, welche beide es nicht zugegeben haben würden."

Wernerhjelm betrachtete Ludwig von Dernath mit Verwunderung und rieb sich fast mechanisch die Augen, um sich zu überzeugen, daß er wirklich nicht träume, denn er sah die Verlobung für eben so unmöglich an, als daß das Vorgeben derselben blos aus Edelmuth von Ludwig von Dernath's Seite geschehe. Inzwischen sah er doch ein, daß dieses Vorgeben Katharinen retten würde, denn Ludwig gehörte zur herrschenden Partei und bedurfte daher keines Beweises für seine Worte.

Seine Vermuthung traf ein. Der Bürgermeister Rehnhorn wendete sich sofort gegen den Richterstuhl mit der Erklärung, daß, da ein Mann von so patriotischer Denkungsart, wie Baron Ludwig von Dernath, das Verhältniß aufgeklärt habe, der Ankläger es für seine Schuldigkeit hielte, darauf anzutragen, daß das Verfahren gegen Fräulein von Lützow eingestellt werde. Die ganze Anklage, auf welche er sich stützte, war anonym und konnte daher nicht als vollgiltige Kraft besitzend angesehen werden. „Doch," fuhr er fort, „sehe ich es für nothwendig an, daß der Herr Baron von Dernath,

dessen bloßes Vorgeben nicht allen Verdacht wegen eines politischen Complotts beseitigen kann, seine Worte durch noch etwas Anderes unterstütze."

Ludwig von Dernath, der dies erwartet hatte, trat nun vor, lös'te die goldene Kette von Katharinens Hals und sagte, indem er den Schmuck dem Ankläger hinreichte:

„Diese Kette, welche sie trägt, hat sie von mir bekommen, es ist ein Erbstück von meiner seligen Mutter. Wenn man hier auf dem kleinen Medaillon auf eine Feder drückt, so findet man eine Locke von meinem Haar, die Anfangsbuchstaben meines Namens L. v. D. eingravirt und auf dem Schloß das Wort Silence mit einer Ranke von Vergißmeinnicht umgeben. Ich stelle anheim, ob sie diesen Schmuck tragen würde, wenn sie nicht ..."

„Ganz recht," unterbrach ihn Rehnhorn in verbindlichem Tone, „ich trete von meiner Anklage vollständig zurück."

Bei dieser Entdeckung erbleichte Wernerhjelm, aber er sammelte seine ganze Kraft und begehrte das Wort, während Katharina aus ihrer Ohnmacht erwachte und gleichsam verwundert um sich blickte, bevor sie zu begreifen schien, wo sie sich befand.

„Sie sind frei," flüsterte Ludwig von Dernath; „kommen Sie mit mir."

„Und Friedrich?“

„Mit Gottes Hilfe wird Alles gut werden, kommen Sie.“

Friedrich Wernerhjelm betrachtete schweigend das bleiche Mädchen, bald schüttelte ihn Fieberfrost, bald erglühte ihm das Gehirn wie eine Feuerflamme. „Ist das wahr oder unwahr? Ist sie treu bis in den Tod oder hintergeht sie mich gerade in der letzten Stunde?“ Sein Entschluß war inzwischen gefaßt und als das nur mit Mühe fortwankende Mädchen durch die hohen Flügelthüren verschwand, welche sich knarrend hinter ihr schlossen, raffte der Unglückliche seine letzte Kraft zusammen und sagte: „Ich will Alles bekennen.“

„Endlich?“ sagte Rehnhorn mit einem hämischen Grinsen, „endlich?“

„Ich will,“ hob Wernerhjelm an, ohne auf das schadenfrohe Lächeln des Anklägers zu achten, „ich will hiermit erklären, daß ich das Volk mit aufgewiegelt habe, daß ich die Hauptperson bei dieser unglücklichen Geschichte bin und daß ich und Niemand anders den Plan dazu entworfen hat. Ich habe von meiner Kindheit an alle Tyrannei und alle Gewalt gehaßt, sie möge nun Gottes Wille heißen und von Priestern, oder von Gottes Gnaden durch die Könige, oder auch im Namen des Volkes ausgeübt werden. Alles, was unchristlich, grausam und ungerechtfertigt ist, es möge

kommen, woher es wolle, das habe ich stets gehaßt und werde es hassen bis zu meiner letzten Stunde."

„Auf diese wird der Herr Baron vielleicht nicht lange mehr zu warten brauchen," bemerkte der Ankläger lächelnd.

„Da ich nun Alles bekannt habe," fuhr Wernerhjelm fort, „so hoffe ich, daß die Commission mich zu der höchsten Strafe verurtheilen und die übrigen Angeklagten leichter davon kommen oder ganz frei lassen werde."

„Der Commission liegt ob," sagte der Ankläger, „das Verhältniß näher zu untersuchen; es scheint, als ob der Herr Baron in einer Anwandlung von ritterlichem Gefühl ganz allein für alle Uebrigen das blutige Hemd anziehen wollte, aber die Gerechtigkeit kann sich damit nicht befriedigt erklären und daher müssen wir hören, ob das Geständniß dieses jungen Mannes mit den Aussagen der Uebrigen übereinstimmt."

Man stellte daher ein Verhör an, welches dauerte, bis die Abendfinsterniß einbrach und aus welchem durch Vergleichung mit Dem, was sich übrigens ergeben, hervorging, daß Wernerhjelm, seinem eigenen Geständniß zuwider, nur in geringem Grade an dem Aufruhr Theil genommen und am meisten auf seine Kameraden in der

Armee eingewirkt hatte, wo er wegen seines ehrlichen, offenen und biederen Wesens allgemein beliebt war. Er ward ohne Urtelsspruch in das Gefängniß zurückgeführt, aber die Commission glaubte doch ein Exempel statuiren und ihn zum Tode verurtheilen zu müssen.

V.

Der Entschluß.

Acht Tage darauf kamen ein paar Reichsräthe heraus nach Drottningholm, um Friedrich Wernerhjelm's Todesurtheil dem König zur Unterschrift vorzulegen.

Es war dies eine Ceremonie, welche man in Acht nahm, um dem König gebührende Unterthänigkeit zu beweisen, obschon man wußte, daß Adolf Friedrich sich nicht bewegen lassen würde, seinen Namen unter diese Schrift zu setzen.

Zwei Mal machte man denselben Versuch, aber vergebens; man wußte es vorher, aber die Unverletzlichkeit des Königthums forderte, daß man zwei Mal den König verhöhnte und seine Seele auf die Folter spannte. Adolf Friedrich zitterte vor Rührung und Schmerz, und das Königspaar schrieb eine demüthige Eingabe an die Reichsstände, um Schonung für Diejenigen, welche ihr Leben und Glück um des Königs willen gewagt. Der König

bat und beschwor seine Räthe und die des Reichs, die Königin fiel vor ihnen auf die Kniee nieder und flehte unter Thränen um Schonung. Die Antwort lautete stets: in allem Andern werde man gern dem Willen der Majestäten unterthänigst nachkommen, aber das Wohl des Vaterlandes und des Königs selbst verlange schwere Opfer und deshalb ersuche man voll von Verehrung und Liebe für den milden und edlen König und seine hohe Gemahlin die Landesmutter, sich aller Alterationen zu entschlagen, durch welche das Land einen unersetzlichen Schaden leiden könnte.

So spottete man der heiligsten Gefühle des Menschen und gaukelte mit Worten ohne Bedeutung. Armer Adolf Friedrich, Du warst der Baum, welcher der Leiter derjenigen zur Stütze dienen mußte, welche die Früchte aus Deiner Krone pflückten und ihre Spitzen zerbrachen!

Es war daher gewiß, daß Wernerhjelm sterben würde, denn wenn man zweimal um die Unterschrift angehalten hatte und abgewiesen war, hatte man das Recht, den königlichen Namensstempel mit gleicher Kraft und Wirkung anzuwenden.

Katharina von Lützow war seit jenem Verhör umhergegangen wie eine Träumende. Sie hörte kaum die Klagen der Königin, sie sah nicht den Seelenschmerz des Königs, sie bemerkte nicht die Todtenstille rings um sich her — Alles war gleichsam todt, stumm und bedeutungslos. —

Aber die Nachricht von Wernerhjelm's Todesurtheil weckte wieder die schlummernde Erinnerung, die betäubten Gefühle, und sie schrieb sogleich ein Billet an Ludwig von Dernath. Dieses Billet enthielt blos folgende Worte:

„Retten Sie Friedrich! — Ich gehe Alles ein. Stirbt er, so folge ich ihm.

„Drottningholm, Freitag früh.

„Katharina von Lützow."

Dieses Billet versetzte den jungen Baron von Dernath in große Bekümmerniß. Ungeachtet seines Einflusses als Parteimann hatte er jetzt wirklich keinen Ausweg, Friedrich Wernerhjelm zu retten. Man hatte ihm sogar seit mehreren Tagen zu verstehen gegeben, daß seine Liebe ihn möglicherweise selbst auf die Seite des Hofes hinüberziehen würde; er wußte, daß man Argwohn gegen ihn hegte und daß er nahe daran war, auf dem schlüpfrigen Boden auszugleiten. Dagegen hatte er einzig und allein darauf hingewirkt, Katharinen zu besitzen, die er mit dem ganzen Feuer einer thierischen Leidenschaft liebte — und nun drohete sie, ihm auf einem Wege zu entfliehen, wo er sie gewiß niemals eingeholt hätte, nicht einmal in einer andern Welt. Er verzweifelte, er fuhr hinaus nach Drottningholm und versprach Alles, selbst das Unmögliche, denn er sah, daß das Mädchen einen unverbrüchlichen Entschluß gefaßt hatte. Er eilte wieder nach der Stadt, sprach mit den Mitgliedern der Commission, mit dem Ankläger, dem

mächtigen Rehnhorn — überall begegnete ihm ein mißtrauisches Lächeln und ein kurzes oder in weitschweifige Deductionen eingewickeltes Nein. So nahe am Ziele sollte er dasselbe also doch verfehlen. Wernerhjelm's Hinrichtung war auf den nächsten Montag angesetzt, und er hatte also nur noch drei Tage, um die unversöhnlichsten und vorsichtigsten Männer, die Schweden besaß, zu erweichen oder zu hintergehen.

Zwischen den beiden Kupfermünzen, welche Oßman von Katharinen aus dem Wagen erhalten, lag ein kleines zusammengewickeltes Papierchen, auf welches Katharina mit Bleistift die Worte geschrieben hatte:

„Seit Wernerhjelm zur Flucht behilflich, ehe Alles verloren ist."

Der treue Zigeuner dachte lange über Mittel und Wege nach und sandte endlich Selim, seinen Knaben, aus, um das zerlumpte, verachtete Volk zusammenzurufen, dessen König Oßman durch seine Geburt war.

Er ließ seinen Leuten befehlen, sich alle an dem gewöhnlichen Orte zu versammeln, nämlich einem großen leeren Keller in einem alten Hause an der Zollschanze, wo ein allgemein geschätzter Diebshehler wohnte, der eine Schankwirthschaft betrieb, die der Sammelplatz alles verdächtigen Gesindels in der ganzen Hauptstadt war.

Es war am Freitag, als das treue Volk sich zum

Reichstag bei seinem Kralo versammelte, der Bier und Branntwein auftragen ließ.

Bei dieser Versammlung beobachteten sie alle gewohnte Ceremonieen, welche das fliehende Volk durch die Tradition aus seinem Heimathlande mitgebracht. Kralo Oßman hatte seinen Platz auf einem Stuhle eingenommen, über welchen man statt des Purpurs eine geblumte Decke gebreitet, und die wilde Schaar hatte sich auf dem Fußboden zu seinen Füßen gelagert, um sein Wort zu hören.

„Es gilt ein großes Werk auszuführen,“ sagte er, „ein großes Werk, und in dem Namen des bleichen Königs, der in Mulepa's Thale schläft, befehle ich Euch, mir zu gehorchen. Viele Mal habe ich Euch zu Gewinn und Beute geführt, viele Mal habe ich Euch aus der Gefangenschaft und vom Tode gerettet und Ihr wißt, daß ich Euer König bin.“

„Ja, bei den Blanken, das wissen wir — und gehorchen,“ murmelte die Menge.

„Ein Schwur ist heilig, ein echter Zigeuner bricht niemals ein Versprechen.“

„Nein, niemals,“ war die Antwort der wilden Schaar.

„Ich habe in meinem und Eurem Namen geschworen, den zum Tode verurtheilten Baron Wernerhjelm den Händen Derer zu entreißen, die ihn vernichten wollen, und es wäre eine Schande für mich und Euch, wenn wir das nicht ausführten.“

„Wo sitzt er, Kralo?“

„Im Gefängnisse des Rathhauses.“

„O, das kenne ich auch, ich habe daselbst neun oder zehn Mal gesessen, ich kenne die Schliche so ziemlich,“ sagte Pjallo.

„Und ich habe drei Mal dort gesessen,“ setzte ein Anderer hinzu.

„Ha, ha, ha! Und ich bin zwei Mal daraus entsprungen,“ sagte der dicke Sadoc.

„Du, Du dicke Canaille? Ja, das ist wahr, Sadoc kroch durch das Loch hinaus, obwohl er sich das Leder ein wenig dabei beschund. Nicht wahr, Sadoc, es ging etwas enge zu.“

„Allerdings, Kralo, aber es wird sich schon machen. Wo sitzt er denn?“

„In Nr. 3.“

„Aha, im obersten Stock nach dem Hofe hinaus, hm, sie haben ihn dahin gesetzt, wo er am Schwersten herauszukriegen ist.“

„Aber, Jungens, Ihr werdet ihn schon loskriegen; ich selbst werde Euch anführen und habe den Plan schon entworfen.“

„Ach, auf uns kannst Du Dich verlassen, mit ein wenig Schlauheit und Muth geht Alles.“

„Es lebe der Kralo, der jetzt das Regiment wieder in die Hände nimmt! Diese Zeit her, Kralo Oßman, haben wir uns beholfen, wie wir konnten. Es ist verdammt

knapp hergegangen, kein Verdienst, seitdem wir bei unserm Freunde, dem alten Geizhalse waren. Was wir seitdem noch hier und da geschnappt haben, ist nicht der Rede werth. Puni — Peter Puni meine ich (nicht den alten Schelm, denn dieser sitzt in Calmar) sitzt jetzt wegen einer gestohlenen Kaffeetrommel, die kaum sechs Pfennige werth ist, und Klagström, unser Knut, sitzt jetzt wegen eines Pferdegeschirres. Unsere guten alten Zeiten sind vorbei, wo der Kralo uns zusammenhielt und wir durch das Land streiften und Fleisch und Speise bekamen, wo wir wollten, und Geld wie Heu von den armen Bauersleuten. Das war eine andere Zeit, aber der Kralo war auch ein anderer Mann als jetzt."

„Ach, die Zeit wird schon wiederkommen," sagte Oßman, „wenn es uns nur jetzt glückt."

„Ganz gewiß sind wir verachtete Leute," bemerkte Pjallo, „aber seht, gegen die Commission gehalten, sind wir, der Teufel soll mich holen, immer noch ehrliche Leute, Alles vergleichungsweise, ha, ha; ha!"

Die bestimmte Nacht kam heran. Zwanzig Zigeuner, ältere und jüngere, alle mit Uhrfedersägen, einer Axt, einem Bohrer und einem Messer im Stiefelschaft versehen, schlichen vorsichtig um die Gassen herum, welche das Rathhausgefängniß umgaben. Selim war beauftragt, das Thürschloß herauszusägen und Pjallo stand nicht weit

davon mit einem Hunde, der abgerichtet war, auf Befehl zu bellen. Die Hunde der ganzen Nachbarschaft beeilten sich, ihrem Kameraden zu antworten, und unter diesem Gebelle konnte Selim, ohne gehört zu werden, frisch darauf lossägen. Es war ziemlich finster, aber doch nicht so, wie man es hätte wünschen können. Das Schloß war ziemlich losgesägt und Selim schlich sich leise fort zu seinem Vater, der an der Ecke der Gasse stand, und holte Oel und Pinsel, um die Thürangeln einzuschmieren. Sobald er das Nöthige hatte, stieg er auf Pjallo's Schultern und goß Oel in die halbverrosteten Angeln hinein, die wohl seit zehn Jahren nicht geschmiert worden. Einige Minuten darauf öffnete sich die Thür, vier Zigeuner, unter ihnen auch Oßman, schlichen sich hinein und auf einer mitgebrachten Leiter kletterte der flinke Selim bis an das Fenster von Nr. 3 hinauf, zerknickte mit geschickter Hand ein paar Scheiben und steckte die Hand hindurch, um das Gitter zu fassen.

Der Gefangene, der wach war, sprang auf, vernahm aber gleich darauf durch das Fenster hindurch eine Stimme, welche flüsterte:

„Nur still, wir wollen Sie retten."

„Wer ist es?"

„Oßman."

„Treuer Oßman! Aber ich habe nichts, wofür ich leben möchte, wagt deshalb Euer Leben nicht, sondern laßt mich sterben, da mich Alles verläßt."

„Ruhig! Es ist der Wille des Fräuleins.“

„Katharina, Katharina! Gott, mein Gott, Du denkst an mich und ich glaubte schon, Du hättest mich vergessen!“ rief Wernerhjelm und fiel auf die Kniee nieder.

Der gewandte Zigeunerknabe sägte das Gitter durch. Fortwährend nahm er neue Sägen für die, welche stumpf wurden, um die Eisenstangen so schnell als möglich zu beseitigen. Ehe er noch damit fertig war, warf er einige Lumpen in's Zimmer (es war ein alter Zigeuner=, das heißt so viel als Bettleranzug).

„In der Westentasche steckt etwas Ruß; ziehen Sie die Kleider an und machen Sie sich das Gesicht schwarz, Herr Baron,“ flüsterte der Knabe, und fuhr fort, so gut und so lautlos zu sägen, daß die Gitterstangen einige Minuten darauf gelös't waren.

Nun war das Gefängniß geöffnet und der junge, kräftige Mann schwang sich mit Leichtigkeit durch das Fenster hindurch auf die Leiter, aber in diesem Augenblicke hatte die Wache auch das Geräusch gemerkt und es stürzten einige Mann aus der Wachtstube heraus.

„Pjallo,“ flüsterte Oßman, „eile schnell mit dem Baron fort, ich komme nach.“

Schnell eilte er selbst die Leiter hinauf, denn er bemerkte, daß die Wache die Absicht hatte, auf die Gasse hinauszueilen, hüpfte in das Gefängniß hinein und rief zum Fenster hinaus: „Rettet mich, guten Leute! Tausend Thaler dem, der die Leiter hält!“

Die Verfolger blieben stehen.

„Aha, der Vogel ist noch im Käfig; nehmt die Leiter weg und laßt die Andern zum Teufel gehen.“

„Ist er fort?“ fragte jetzt der Kerkermeister athemlos aus seinem Zimmer heraus.

„Nein, Gott sei Dank!“

„Nun, das ist gut. Das verfluchte Diebsgesindel, das hier das königliche Schloß erbrochen hat,“ hob er wieder an, „aber das soll der junge Herr bezahlen. Hinunter in Nr. 25 mit ihm!“ fuhr er fort und ergriff das ungeheure Schlüsselbund.

Der Kerkermeister Rullsten war im Ganzen genommen ein gutmüthiger und in gewöhnlichen Fällen sehr jovialer Mann.

Seine ganze Figur ließ auf einen Mann schließen, der für das Irdische lebte und seiner körperlichen Hülle den nöthigen sowohl als auch den unnöthigen Unterhalt nicht versagte. Er hatte sich daher mit einem ganz schönen runden Bauche und ein Paar Backen versehen, die unter der Sonne der Urwelt gediehen zu sein schienen, so dick und purpurroth waren sie. Alles Dies würde Gesundheit bedeutet haben, wenn die Nase nicht ein wenig in's Blaue gespielt hätte, was jedoch dem guten Kerkermeister ein nur um so martialischeres Ansehen gab.

„Stellt an die Thür eine Wache mit gezogenem Säbel,“ sagte er barsch, als er endlich die schmale Wen=

deltreppe herunterkam, „und Du, Anders, komme mit, wir wollen hinauf in's Gefängniß gehen."

Oßman hatte seine Lage nun näher überlegt und wartete auf einen Zufall, um gerade in dem Augenblick zu entfliehen, wo der Kerkermeister sich am Sichersten glauben würde.

„Hå, hå, hå! Ich glaube, unser junger Baron wird ein ziemlich langes Gesicht machen, wenn wir hineinkommen. Halte Deinen Säbel bereit, Anders, denn diesen Vogel dürfen wir nicht entwischen lassen, hå, hå, hå!"

Der Kerkermeister hatte seine joviale Laune wiederbekommen, sobald er hörte, daß sein Gefangener noch da sei, und freute sich nicht wenig, ihn nun hinunter nach Nr. 25 stecken zu können, wo das Wasser bis an die Fußknöchel reichte.

„Hå, hå, hå! er soll nun in das vergoldete Stübchen kommen," lachte er, indem er den Schlüssel in's Schloß steckte.

Oßman war mittlerweile nicht unthätig gewesen. Er hatte sämmtliches Stroh, das er auf der Lagerstelle fand, gegen die Thür gehäuft und es war ein ziemlicher Haufen, denn Wernerhjelm hatte es baar bezahlt, und dieses Stroh, welches mit dem Oeffnen der Thür nothwendig hinausfallen mußte, stand er im Begriff, mit einem Lichtstumpf anzuzünden, der in seiner kleinen Blendlaterne brannte. In diesem Augenblicke merkte er, gewohnt auf Alles zu achten, daß der Kerkermeister bald das letzte Schloß

aufschließen und die Riegel zurückschieben würde. Er zündete daher das Stroh an mehreren Stellen an, so daß, als die Thür endlich aufging, wozu er mit einem tüchtigen Stoß behilflich war, eine Feuermasse über den Kerkermeister und seinen bewaffneten Begleiter stürzte.

In einem Nu hatte der Zigeuner den dicken Leichnam des ersteren zu Boden geworfen und den andern verwundet, so daß sie Mühe hatten, sich wieder aufzuraffen. Der Kerkermeister schrie nach Hilfe, daß es durch das ganze Haus schallte, aber die Wache an der Thür glaubte nicht, ihren Posten verlassen zu dürfen. Der Zigeuner schlich sich durch die wohlbekannten Gänge in den Hof hinunter, kroch hinter einen Vorsprung der Mauer und entlockte seiner Pfeife ein gellendes Signal. Dies war das verabredete Zeichen, denn Oßman hatte, wie ein geschickter Feldherr, Alles vorher berechnet, und in einem Augenblick, ehe die Wächter sich noch besinnen konnten, waren sie von fünfzehn Zigeunern, die bis jetzt unbeweglich im Hinterhalt gelegen hatten, niedergeworfen. Oßman war frei — der Schwur gelöst.

Inzwischen führte Pjallo im Verein mit zwei Kameraden mit raschem Ruderschlag den geretteten Baron hinaus in die offene See, wo ein Kauffahrteischiff lavirte, um ihn zu erwarten, und bei Anbruch des Tages stieg er an Bord und setzte mit günstigem Winde die Flucht aus seinem unglücklichen Vaterlande fort.

Am folgenden Morgen rührte man die Trommeln

in den Gassen von Stockholm und rief zur Verfolgung des Barons Friedrich Wernerhjelm auf, aber Ludwig von Dernath reis'te sogleich hinauf nach Drottningholm.

„Er ist gerettet, schon weit draußen auf dem offenen Meere," sagte er zu Katharina, „sehen Sie hier den Steckbrief."

„Gott sei Lob und Dank!" schluchzte das Mädchen. „Ich bin die Ihrige," fuhr sie fort und streckte ihm die Hand entgegen, ohne ihn anzusehen.

„Ach, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden!" rief er und umarmte sie.

„Ohne Liebe, Herr Baron, aber mit Dankbarkeit — ist das genug?"

„Ja, ach ja! denn ich bin es nun allein, der Sie besitzt," sagte der Baron, berauscht von egoistischer Liebe, welche von ihrem Gegenstande kein gleiches Gefühl verlangt. „Wann werden wir es bekannt machen lassen?" fragte er eifrig.

„Das kommt auf Ihre Majestät die Königin und auf meinen Vater an; mir ist es gleichgiltig," antwortete Katharina schluchzend. „Je eher, desto besser," setzte sie mit jener verzweiflungsvollen Resignation hinzu, deren blos ein Weib fähig ist.

Und einen Monat später ward bekannt gemacht, daß in der Kirche zu Lofö die Vermählung des Barons Ludwig von Dernath mit der adeligen Jungfrau Katharina Justina von Lützow stattfinden würde.

Aber auf Drottningholm saß die Braut bleich wie eine Sterbende mit thränenlosen Augen und betrachtete ihre Umgebung und hörte die Glocken von der Kirche zu Lofö läuten.

„Jetzt wird mein Leben zu Grabe geläutet,“ flüsterte sie bei sich selbst, „aber er ist gerettet und ich habe recht gethan.“

VI.

Ein rächender König.

Ludwig von Dernath, der sich so viel Mühe um Wernerhjelm's Freilassung gegeben hatte, kam in starken Verdacht, als es diesem gelungen war, zu entkommen. Rehnhorn, der ein Mann war, welcher Niemanden hatte, den er liebte, eben so wenig wie Jemanden, den er eigentlich haßte, dieser Mann der Nothwendigkeit heftete schon seine stechenden Blicke auf seinen frühern Schützling und da es auf eine Anklage mehr oder weniger oder auf einen Tropfen Blut außer dem bereits vergossenen oder noch zu vergießenden nicht ankam, so ließ er bald ein schweres Gewitter über das Haupt des Verdächtigen heraufziehen. Schon war eine Anklageschrift fertig. Ludwig von Dernath wartete jeden Augenblick, vor die Commission gerufen zu werden, und im Hintergrunde standen „Rosenkammer,“ „Jungfrau“ und die Gefängnisse des Rathhauses und winkten. Es war daher nöthig, daß er sich der

Ehre wieder entledigte, die er sich erst verschafft und er mußte es sich jetzt eben so angelegen sein lassen, seinem Freunde Rehnhorn zu beweisen, daß er Wernerhjelm nicht befreit habe, als es früher nöthig war, Katharinen zu beweisen, daß er es gethan. Er machte sich daher auf sein ferneres Verhalten gefaßt und fand dadurch sogleich Veranlassung, an Oßman zu denken.

Ein Zigeuner, man konnte keinen passenderen Delinquenten finden — dieses Volk war ja ein= für allemal dem Verderben anheimgefallen.

Er eilte daher zu Rehnhorn, der äußerst artig und mit einem Lächeln auf den dünnen Lippen ihn empfing.

„Sie sagen also, Herr Baron, daß der Zigeuner Oßman mit seiner Bande . . .“

„Ja, ich bin davon überzeugt. Der Herr Bürgermeister müssen ihn verhaften lassen und nach üblicher Weise verhören, dann wird die Wahrheit schon herauskommen.“

„Aber glauben Sie nicht, mein bester Baron,“ fragte Rehnhorn hämisch, „glauben Sie nicht, daß vornehmere Personen durch seine Geständnisse compromittirt werden könnten?“

Ludwig erbleichte.

„Compromittirt? Weshalb?“

„Nun, es sei, wir wollen Ihren Willen thun, aber es kann sein, daß dabei auch Fräulein von Lützow's Cor=

respondenz mit zur Sprache kommt!“ sagte der Bürgermeister ruhig und spielte mit seiner steifen Krause.

„Herr Bürgermeister, ich . . . ich sehe, ich bemerke, ich bin höchst verwundert . . .“

„Daß Sie so verlegen sind?“ unterbrach ihn Rehnhorn mit einem durchbohrenden Blick.

„Meine Braut.“

„Ja, eben Ihre Braut, mein lieber Freund; ha, ha, ha! glauben Sie nicht, daß ich sogleich die ganze Geschichte durchschaute, daß Ihr Vorgeben unwahr ist und daß das Mädchen an Wernerhjelm geschrieben hat und er an sie?“

„Ja, ich bekenne, daß meine Zuneigung —“ stammelte Ludwig von Dernath.

„Schon gut, mein lieber Baron,“ hob Rehnhorn wieder an, „Sie wollen also, daß seine Geständnisse nicht in ihrer ganzen Summe zu Protokoll kommen sollen. Ist das nicht so?“

„Ich kann nicht leugnen, daß — daß . . .“

„Wissen Sie, weshalb ich mich mit Ihrem Vorgeben begnügte?“

„Nein.“

„Nun sehen Sie, Herr Baron, Sie sind ein wenig unvorsichtig, Sie hätte ich immer fest, sobald ich wollte. Sie sitzen ja,“ fuhr er mit einem kurzen Lachen fort, „Sie sitzen ja schon in den Klauen der Gerechtigkeit, mein guter Freund, nun, werden Sie nur nicht böse, aber Sie

müssen einsehen, daß ich ein Opfer für Sie bringe, wenn ich die Gerechtigkeit schlummern lasse. Wie Sie wissen, ist das hochwohlgeborne Blut fast ganz gleich mit dem des niedrigen Volkes, sobald man nur Muth und Kraft genug besitzt, es fließen zu lassen, na, na, werden Sie nur nicht ohnmächtig, mein Bester, Sie wissen ja, ich bin Ihr Freund. Sie wollen mich wohl zu Ihrer Hochzeit einladen?“

„Ja wohl, unendlich gern. Sie sollen mein liebster Gast sein.“

„Wirklich? Ich vermuthete das von einem so artigen Manne wie Sie sind, aber, mein Freund, setzen Sie sich doch, wir wollen noch mehr mit einander sprechen.“

Rehnhorn faßte die Hand des erschreckten Barons in seine eiskalten knotigen Finger.

„Hören Sie mich an, Baron von Dernath, wir können vertraulich mit einander sprechen. Sie sind in meinen Händen, das sehen Sie, aber Sie können loskommen, wann Sie wollen, wollen Sie?“

„Ja, um Gottes willen.“

„Hören Sie, Sie werden einmal sehr reich, wenn Sie . . .“

„Fordern Sie was Sie wollen, mein edler Bürgermeister.“

„Ach, blos eine Kleinigkeit, aber dazu ist die Unterschrift Ihrer Gattin nöthig. Wir müssen daher warten bis nach der Hochzeit, es kann sein, daß ich gerade am

Hochzeitsabend mitten im heiligen Rausche der Liebe mit meinem kleinen Papiere vorkomme. Wie Sie wissen, liegen einige Ihrer Grundstücke in meiner Nachbarschaft, blos einige wenige."

„Zehn Acker."

„So viel können es wohl sein. Sie könnten sehr gut angebaut und besäet werden, wenn sich nur Jemand darum bekümmerte. Wollen Sie mir sie abtreten? Sigurdsnäs bleibt dann immer noch groß genug, um darauf en grand seigneur zu leben."

„Ich gehe auf Alles ein, nur retten Sie mich," sagte Ludwig und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

„Wir werden also den Oßman festnehmen und verhören lassen, aber bis auf Weiteres kommt nicht Alles, was er aussagt, vor die Commission."

„Ja, ach ja."

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron, Sie werden nicht durch einen alten Freund gerettet, der Ihren Herrn Vater verehrt und Ihr Bestes will, denn unsere schwere Pflicht ist, vor Allem die zarte Pflanze der Freiheit zu pflegen. Wenn ich Sie für gefährlich ansähe, so wäre ich nicht einen Augenblick auf den Gedanken gekommen, Sie zu schonen, aber nun kann ich es mit gutem Gewissen, denn ich bin überzeugt, daß Sie sich niemals in Pläne gegen die Freiheit einlassen und Ihre Frau Gemahlin gewiß ab-

halten werden, mit ihren schwachen Händen in die Staatsmaschine einzugreifen."

„Gott behüte uns davor!" seufzte Ludwig von Dernath.

„Ich bitte um Ihre fernere Freundschaft," sagte Rehnhorn und stand auf, was Ludwig ebenfalls that, um nur aus der Höhle des reißenden Thieres herauszukommen.

Denselben Tag ward Oßman verhaftet. Er ward sogleich in die Folterkammer hinuntergeführt, aber keine Qual konnte ihn vermögen, ein Wort über Katharina entschlüpfen zu lassen. Das Einzige, was er bekannte, war, daß er Wernerhjelm befreit hatte. Für diesmal ward er wieder in sein Gefängniß zurückgeführt, wo er sich auf die bloße Britsche niederlegen mußte.

Der Kerkermeister Rullsten hatte jetzt seine vollkommene gute Laune wieder gewonnen, denn er war bei der Tortur zugegen gewesen und war nun wieder munter und witzig.

„Liegst Du weich, mein Schätzchen, hä, hä, hä! Das Lagerstroh soll Dir meiner Seele diesmal nichts helfen, ha, ha, ha! Du dachtest damals sehr gescheidt zu sein, aber Du irrtest Dich in Rullsten. Kennst Du Rullsten, hä? Er rollt nicht so leicht, wie sein Name lautet — siehst Du."

„Wer ist es, der mich verrathen hat?“ fragte Oßman.

„Wer? Nun, das kann ich Dir wohl sagen. Dein Verräther ist kein Anderer, als der Bräutigam Deines gnädigen Fräuleins, Baron von Dernath, hå, hå, hå! Undank ist der Welt Lohn.“

Oßman murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin.

„Aha, Du schwatzest Rothwälsch, hå, hå; das verstehe ich nicht, aber ich kann mir denken, was Du in Deinem Tartarenlatein gesagt hast. Sie ist unschuldig, sagtest Du, nicht wahr, sie hat mich nicht verrathen. Das werde ich meinen Vorgesetzten sagen, wenn Du wieder hier herunterkommst.“

„Das braucht es nicht, ich werde nicht mehr lange leben.“

„Nun denn, Glück auf die Reise, lieber Freund, glückliche Reise, lebt wohl.“

Der Zigeuner blieb allein. Die Qualen hatten seine Kräfte erschöpft; die Wunde, die er erhalten, als er in jener Nacht auf der Landstraße über den Haufen gefahren wurde, brach wieder auf, er fühlte, wie das Blut gleichwie damals in seiner Brust kochte und erwartete den Tod. Herr Rullsten besuchte ihn oft, eigentlich, um sich daran zu ergötzen, daß er seinen Feind wieder in seiner Gewalt hatte, aber als er gegen Abend fand, daß der Gefangene wirklich nicht lange mehr leben würde, so erwachte sein

Mitleiden. Er hatte auch ein Herz, dieser Mann, obschon es tief in seinem dicken Bauche saß.

„Es ist aber doch schade um Dich, armer Teufel,“ sagte er zu Oßman, welcher erstarrend auf dem harten Lager sich krümmte. — „Du sollst ein wenig Stroh bekommen.“

Dies geschah.

„Hört mich an, Kerkermeister; wenn mein kleiner Sohn, Selim heißt er, unten ist, so laßt ihn diese Nacht zu mir hereinkommen,“ bat der Gefangene, „bindet mich, wie Ihr wollt, bindet den Knaben auch, stellt so viele Wächter vor die Thür, als Ihr wollt.“

„Ah, jetzt reißest Du mir allerdings nicht wieder aus, so viel sehe ich schon. Aber daß Ihr mir keine Streiche macht! Wenn Du mir das versprechen willst, so will ich meinetwegen einmal ein Auge zudrücken.“

Den ganzen Tag über war ein schwarzhaariger Knabe um die Ecken des alten Gebäudes herumgeschlichen und hatte neugierig nach den vergitterten Fensterchen hinaufgelugt, aus welchen einige bleiche, bärtige Männer heraussahen. Er hatte nun, denn es war schon spät, den Entschluß gefaßt, sich die Nacht hindurch auf die Schwelle der großen Thür zu setzen, als glücklicherweise diese sich öffnete und Herrn Rullsten's freundliches Gesicht herausschaute.

„Bist Du Oßman's Junge?“

„Ja, Euer Gnaden.“

„Nun, so komm herein, Dein Vater will mit Dir sprechen.“

Herr Rullsten führte den Knaben eine Menge Treppen hinauf, durch Gänge und Kreuzgänge, und öffnete endlich das Gefängniß, welches mit dem Fenster einer nahestehenden Wand gegenüber lag — ein Gemach, aus welchem kein Entfliehen möglich war.

„Also nun ist der Junge da. Bin ich nicht ein gefälliger Mann?“

„Gott vergelte es Euch!“

„Ach still! Rufe nicht Gott an, denn auf Zigeunergebete hört er nicht, hå, hå, hå! Du glaubst weder an Gott, noch an Teufel. Gute Nacht.“

Das Zimmer war beinahe ganz finster und nur ein schwacher Strahl des Mondes glänzte in den tiefen Fensternischen und machte es möglich, die Gegenstände zu unterscheiden. Selim kniete nieder, legte beide Hände neben einander auf die Brust und glich in dieser Stellung den kleinen Götzenbildern, die zuweilen durch einen Seefahrer aus dem fernen Morgenlande zu uns gelangen. Die schwarzen Augen des Knaben sahen wild vor sich hin und es brannte Rache und Haß in seinem Herzen, denn er haßte wie sein ganzer Stamm die bürgerliche Gesellschaft und betrachtete ihre ganze Ordnung als Tyrannei und ihre Justiz als Grausamkeit. So wie jetzt sein Vater in seinem Gefängniß lag, waren auch sein Großvater und alle seine Vorfahren, so viele er deren kannte, der Ordnung

des Staates zum Opfer gefallen und der Knabe konnte kein anderes Recht begreifen, als welches die Kraft giebt, und keine andere Freiheit als die der Wildheit.

„Dank sei meinem guten Glück," röchelte Oßman, „daß Du gekommen bist, Selim; das ist meine letzte Nacht."

Der Knabe verneigte sich bis auf den Fußboden.

„Höre, was ich Dir befehle," hob der Vater wieder an. „Ich habe schon Alles bedacht, Alles. Höre mich an."

„Ich höre," war die Antwort.

„Mein armes Fräulein ist nicht daran schuld," hob der Vater an, „sie ist selbst geopfert worden. Aber der Nichtswürdige, der mich verrathen, merke wohl auf, ist Ludwig von Dernath. Hörst Du, erzähle Deiner Mutter Alles."

„Ja."

„Merke Dir den Namen Ludwig von Dernath. Er hat mich verrathen, er hat Deinen Vater in Tod und Verderben gestürzt."

Es trat eine lange Pause ein. Der Sterbende vermochte nicht lange auf einmal zu sprechen. Endlich sagte er mit matter Stimme: „Komm her, Selim, richte mich auf, daß ich sitzen kann. Es bleibt nur noch Eins übrig, Deine Krönung."

Der Knabe richtete seinen Vater in die Höhe und stopfte ihm Stroh hinter den Rücken, damit er sich aufrecht halten konnte. Oßman raffte hierauf einige Hände

voll Stroh von seinem Lager zusammen, wand einen Kranz daraus mit einigen Bogen darüber, so daß das Ganze einer Krone glich und holte dann tief Athem, wie um Kraft zum Sprechen zu gewinnen.

Der Mond war jetzt weiter am Himmelsgewölbe heraufgerückt und warf einen hellen Schein in das Gemach auf die dunkeln Wände, wo hundert Gefangene vor langer Weile Namen und Figuren eingekritzelt und Verse, Gebete und Schimpfworte angeschrieben, und beleuchtete matt die plumpen Dielen und die niedrige Britsche, neben welcher Selim vor seinem sterbenden Vater auf den Knieen lag. Dieser saß aufrecht da. Das finstere, düstere Angesicht war bleich im Mondschein, die schwarzen, blitzenden Augen matt und glasig.

„Höre mich an, Selim, das ist mein Letztes,“ hob er an und fuhr mit einer Kraft und Klarheit der Stimme, welche kaum ein Zittern verrieth, fort: „Als,“ sagte er in der Zigeunersprache, deren sonorer Klang sich wohl zu der schaurigen Feierlichkeit der Krönung dieses Verbrecherkönigs eignete . . . „Als ich in der letzten Nacht bei meinem Vater in seinem einsamen Gefängniß war, aus welchem er zum Tode geführt werden sollte, zog er das verfaulte Stroh aus seinem Bette und machte daraus eine Krone, welche er mir auf's Haupt setzte und mich dadurch zum König über das zerstreute Volk machte, welches die Zigeunersprache redet. So nehme auch ich jetzt das Stroh aus meinem Bette

und mach' eine Krone und kröne Dich zum König über mein Volk. Aber leg' Deine Hand in meine Hand und schwöre, versprich, daß niemals mein Tod an ihr, an Katharina von Lützow gerächt werden soll. Schwöre das bei Deines Vaters Geiste, bei Deines Verstandes Klarheit, Deiner Augen Licht und dem bleichen König im Thale des Todes. *)

---

*) Die Zigeunersprache ist jetzt ausgestorben und nur noch einige Ueberreste finden sich davon in den Gefängnissen, der letzten und einzigen Zuflucht, welche das Volk der Zigeuner in Schweden hat. Diese Sprache ist in der langen Zeit, während welcher das Zigeunervolk sich in Europa aufgehalten, so sehr mit fremden Worten vermischt worden, daß sie jetzt nicht mehr ihre ursprüngliche Form hat und noch viel weniger eine eigene Grammatik, welche sie im Gegentheil nach der Sprache des Landes bildet, wo sie gesprochen wird. Die Zigeunersprache hat sonach hier eine schwedische Construction. Um aber dem Leser ein Urtheil über ihren Klang und ihre sonstigen Eigenschaften an die Hand zu geben, dürfte es nicht uninteressant sein, Oßman's Rede in seiner eigenen Sprache zu lesen. Das Nachstehende ist dasselbe wie im Texte Zeile für Zeile.

„Dolle miro lengstoaste ratti häro miro dar in kavo geschetani stillepa, varavadole dole havo reschas tud mulo, ledde kavo dova atscharscheria pusch nekli siro voddro ok kera avo gek kralonpirka, savo dole bescha pre miro schöro ok kerade miro sav tud kralon schettani diro harstrade gavoa, savo rakla sinte-raklepa. Savo ler miro nun

Nun setzte er mit Anstrengung die Krone auf das Haupt des Knaben und dieser murmelte leise aber wiederholt: „Ich schwöre bei meines Vaters Geiste, bei meiner Augen Licht, bei meines Verstandes Klarheit und bei dem bleichen König in Mulepa's Thale.“

---

pusch vri miro voddro ok kera gek kralonpirka ok kira dova tud kralon schettani miro gavo. Ab bescha diro vascht in miro vascht ok koscha; patscha avo tschi rouschta miro mulo pre dova, Catharina von Lützowa. Koscha dolle viro dova Dars bengaloa, viro doro latschoa schokroa, diro jakor mummali ok dova vit kralon in Mulepa vysch.“

Die ursprünglichen Volkssagen der Zigeuner sind verschwunden, aber einige Geschichten scheinen auf eine Stammsage hinzudeuten, die freilich mit fremden Zusätzen vermischt ist und von welcher ein Theil auf einer Verwechslung mit den spanischen Mauren oder deren Nachkommen zu beruhen scheint. Daß man in Schweden noch gewisse Spuren auffinden könnte, ist nunmehr unmöglich, aber in Böhmen, Ungarn und Rußland sind vielleicht jetzt noch bestimmtere Aufschlüsse über dieses halbwilde Nomadenvolk zu erforschen, welches nach Europa hereingeworfen worden und nun Jahrhunderte lang unter dessen ungleichen Nationen gewohnt hat, ohne deswegen sein ursprüngliches Gepräge sowohl in der äußern Erscheinung, als in den Sitten zu verlieren und alles Dies ohne daß sie durch einen eigenen Religionscultus zusammengehalten würden, wogegen sich alle Kräfte vereinigt haben, sie mit den Europäern zu nivelliren. — Gewalt, Eigennutz und Erziehungslust, Alles ist an der Natur dieser fremden Horden gescheitert und sie

Der Schein des Mondes wich aus dem Gemach, es trat vollkommene Finsterniß ein und immer noch lag der neugekrönte König auf den Knieen neben dem Sterbebett seines Vaters, mit der Strohkrone auf dem Kopfe und die Hände über die Brust gekreuzt. Der Vater schien zu schlafen, er athmete langsam und schwer, nicht ein Wort störte die schauerliche Stille.

Als der Tag anbrach und der graue Morgenschein durch das Gitter schimmerte, lag der bleiche Kralo todt auf seinem Bette und Selim, der junge Häuptling des

---

vereinen sich nicht mit Europa, sondern verschwinden blos, wie die Tiger in einem angebauten Lande verschwinden.

Man hält die Zigeuner für eine malayische Race, die in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus Hindostan einwanderte. Es ist bemerkenswerth, daß diese keine Civilisation angenommen haben, während ihre Stammverwandten am Ganges beweisen, daß sie einer hohen Bildung und eines geordneten Staatslebens fähig sind. Dieses flüchtige Volk wandert jetzt in Europa umher, wie ein ungelös'tes Räthsel. Es scheint fast, als ob gewisse Volksstämme nur bestimmt wären, den Kampf des menschlichen Verstandes mit der Natur anzufangen, aber daß es Andern beschieden sei, zu siegen und sie der Herrschaft der Intelligenz unterthänig zu machen. Wenn dem so ist, so scheint der Zigeunerstamm eben ein Glied aus der ersten Tirailleurlinie einer solchen Cultur zu sein, die in ausgebreiteter Ordnung gut vorschreitet, aber nicht zwischen Linientruppen taugt.

Stammes, hatte seine Krone abgenommen und unter das Haupt des Todten gelegt.

Endlich rasselten Schlüssel im Schlosse, die Eisenstangen und Riegel fielen klirrend auf den steinernen Fußboden und der Kerkermeister Rullsten trat ein.

„Schon Alles vorüber, Alles vorbei? Na, das hat ein schnelles Ende mit ihm genommen. Na, Dir hat er wohl noch einige gute Lehren nach seiner Art gegeben, bevor er starb," sagte Herr Rullsten, indem er sich zu dem Knaben wendete, „ich will Dir aber auch eine Lehre geben, Knabe, sie heißt: Wie man's treibt, so geht's, verstehst Du, was das heißt, Du schwarze Satansbrut? Na, sieh mich nur nicht lange an und sperre das Maul auf, sondern geh' Deiner Wege! Verstehst Du mich, in diesem Hause hier bin ich Herr."

VII.

Die weiße Rose.

Es giebt Menschen, welche nicht begreifen können, daß das Forschen nach der Natur der menschlichen Seele etwas Anderes ist, als Aberglaube, daß Denken und Forschen Eins sind, daß man sich nicht mit leeren Theorieen und einem eben so leeren Vertrauen auf die Autorität eines Andern zu begnügen braucht, um die Naturgesetze aufzusuchen, nach welchen unsere Seele lebt und in und außer uns wirkt. Dies ist kein Aberglaube und keine Thorheit, eben so wenig Etwas, was außerhalb des Wesens des Christenthums läge, sondern was vielmehr den Kern desselben ausmacht. Dieser Forschungsgeist, der nicht blindlings an die verfänglichen Philosopheme der construirenden Vernunft glaubt, deren Haltlosigkeit ihr fortwährendes Zusammenstürzen genugsam beweis't, studirt den Menschen, so wie er ist, und nicht blos so, wie er nach unserer Einbildung sein soll. Der Aberglaube

dagegen glaubt Alles, selbst das Ungereimteste, sieht Wunderwerke in dem Alltäglichsten und sucht niemals das Uebernatürliche natürlich zu erklären oder sich den Glauben anzueignen, daß Alles eine zusammenhängende Kette und daß die Schöpfung, sowohl die sinnliche als die für uns unbekannte, nicht wie ein Stückwerk aus der Hand des Ewigen hervorgegangen ist. Hinge die Welt wirklich so locker zusammen, wie die Ueberklugen und allzu Gläubigen meinen, so wäre sie wirklich nicht durch ein einziges allmächtiges Werde, sondern durch eine Art Frankfurter Parlament geschaffen worden.

Baron Ludwig von Dernath besaß wirklich Aberglauben, und zwar deshalb, weil er weder in Religion, noch Moral, noch Wissenschaft einen festen Ankergrund hatte. Sein ganzes inneres Sein war chaotisch, schwankend und unsicher, nirgends hatte er eine Stütze in sich selbst und deshalb suchte er eine solche außer sich und ward ein Parteigänger, denn die Partei war doch eine Stütze, an welche er sein Wesen, seine Leidenschaften und seine Gedanken festknüpfen konnte. Diejenigen, welche Alles für recht ansehen, was unsre Freunde thun, und Alles für unrecht, was unsere Gegner thun, die blos Parteiansichten wegen die sonnenklare Wahrheit läugnen — alle diese Leute sind dergleichen schwankende Charaktere, die einer äußern Stütze bedürfen, gutmüthige Menschen ohne Kraft des Gemüths, oder schlechte Menschen ohne Kraft des Herzens, wenn sie Scharfsinn besitzen — ein klarer Be=

weis, daß es nicht der Kopf allein ist, der den Menschen macht.

Das Gewissen ist gleichwohl ein sonderbares Ding; es liegt in jeder Menschenseele wie die Wärme in der Materie, oft unbemerkbar und gebunden, aber stets im Stande, frei und vernehmlich zu werden. Das Gewissen sprach daher auch zu Ludwig von Dernath und er dachte, daß es eigentlich wohl nicht recht von ihm sei, den armen Zigeuner der unversöhnlichen Gerechtigkeit zu überlassen; aber hier galt es die Frage um seine eigene Sicherheit — was hätte er thun sollen? Tausend und aber tausend Mal gingen seine Gedanken den alten Kreisgang, aber er kam nicht um ein Haar weiter — das Schicksal des armen Zigeuners brannte auf seinem Gewissen.

Der junge Mann war wohl in der Schule der Intrigue, aber nicht in der der Grausamkeit erzogen. Jedes gebräunte Antlitz, jedes blitzende südländische Auge flößte ihm Schrecken ein — er dachte an Oßman und Katharina hatte ihn gebeten, den treuen Helfer aufzusuchen und ihn zu belohnen. Sie wußte nicht sein unglückliches Schicksal. Diese Zeit, die er sich in den schönsten Farben gemalt, ward die schwerste, die er je durchlebt. Jeder Augenblick, den er in Katharinen's Gesellschaft zubrachte, schien ihm Seelenqualen zu bereiten. Das leidende Mädchen, ihre Fragen, ihre unschuldigen Augen — Alles folterte den armen Bräutigam. In solchen Augenblicken flieht ein Jeder gern aus sich selbst und aus

der Zeit heraus, in der er lebt, und Ludwig von Dernath floh zum Wunderbaren, um im Voraus sein Schicksal zu wissen, dieses dunkle, unergründliche Schicksal, welches wie ein Trauerteppich die leuchtende Zukunft von Liebe, Macht und Ehre verhüllte.

In der Flur des Hauses, welches er bewohnte, stand jeden Tag ein Zigeunermädchen und bettelte, und bettelte jedes Mal, wo er sie traf. Viele Male war er ihr ausgewichen, aber eines Tages konnte er es nicht.

„Soll ich dem Herrn wahrsagen?“ hob das Mädchen an und heftete ihre Augen nachdenklich auf Ludwig von Dernath; „soll ich Ihnen wahrsagen? Ich kann es.“

Der Baron blieb stehen. — „Kannst Du wahrsagen und richtig wahrsagen?“ fragte er und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß er möglicher Weise durch dieses Mädchen einen Wink über die Zukunft erhalten könne — er bedurfte dessen so sehr.

„Komm mit hinauf auf mein Zimmer, ich will Deine Kunst sehen.

„Also sage mir wahr. Hier ist meine Hand,“ sagte der junge Mann, indem er sich nachlässig auf einen Stuhl warf, als ob er Alles für einen bloßen Scherz ansähe, denn er gehörte zu der Zahl der Aufgeklärten, und diese glauben natürlich Nichts, sondern erklären Alles auf natürliche Weise, weil sie von Gottes großer Natur Nichts wissen.

„Nun, so fange doch an,“ lachte er.

Die Augen des Mädchens schienen weiter hervorzutreten, während sie mit gespannter Aufmerksamkeit seine Hand betrachtete.

„Nun, fange nur an, mein Kind, Du sollst auch einen Thaler für Deine Mühe bekommen. Ich glaube, das ist genug für ein solches Narrenspiel.“

„Die Lebenslinie ist sehr kurz,“ hob das Mädchen an, „und sie ist auch blutig. Sie sind schuld an dem Tode zweier Menschen.“

„Was? Bist Du rasend, Mädchen! Wo ist das Blut? Wo? Ich sehe Nichts, meine Hand ist ja weiß wie Schnee.“

„Sie sind nicht glücklich, Herr, ein großes Unglück erwartet Sie bald, sehr bald, gerade da, wo Sie glücklich werden sollten, und ...“

„Und? Nur weiter, erzähle weiter, Mädchen! Ha, ha, ha! Wie man doch kindisch sein kann, aber sprich aus, Du Unglücksprophetin.“

„Sie kommen sehr bald zu einer Festlichkeit, welche Sie sehr nahe angeht, ich weiß aber nicht, ob es eine Hochzeit oder ein Begräbniß ist.“

„Aha, ich weiß es aber,“ sagte Ludwig lächelnd.

„Welches es ist, läßt sich aus der Hand nicht ersehen.“

„Nun weiter. Du kannst mir wohl nicht sagen, an was ich in diesem Augenblicke denke?“

„Sie fürchten sich vor Rache und Unglück.“

Ludwig erbleichte.

„Weiter.“

„Aber,“ fuhr das Mädchen fort, „trösten Sie sich, wenn — hören Sie wohl, was ich sage! — wenn bei jenem Feste, ich sehe nicht, ob es ein freudiges oder trauriges ist, Ihnen Jemand eine weiße Rose giebt, so nehmen Sie diese als ein gutes Zeichen, denn dann werden Sie von Ihrer Qual befreit. Kommt aber Jemand mit einer rothen Rose, so werden Sie unglücklicher, als Sie sind. Kommt Niemand, so wird es weder besser noch schlimmer.“

„Aber wer soll denn kommen?“

„Das weiß ich nicht — aber bekommen Sie eine weiße Rose, so lassen Sie Niemanden anders den Wohlgeruch derselben einathmen, sonst ist Alles zerstört. Verbergen Sie sie in Ihrer Brust auf dem Herzen und Sie werden sich ruhiger fühlen.“

„Du machst mir wirklich Spaß, mein Kind. Weißt Du noch mehr?“

„O ja, ich weiß noch Etwas.“

„Nun, so sprich doch!“

„Nein, ich darf nicht, ich kann nicht, für dies Mal wissen Sie genug.“

„Ihr Zigeuner speis't uns nur mit solchen Redensarten ab — ha, ha, ha! Wer Euch glaubt, daß Ihr ihm

sein Schicksal sagen könnt, der ist ganz gewiß ein Narr. Hier hast Du einen Thaler. Lebe wohl."

Das kleine Zigeunermädchen ging, aber ihre Prophezeihung hatte den jungen Mann doch aufmerksam gemacht.

„Eine weiße Rose! Ha, ha, ha! Ah, das ist symbolisch, das ist meine blasse Braut, sie soll an meinem Herzen ruhen... Zweier Menschen Tod? Oßman, Oßman, das ist erst einer... Hedwig Löfling — zwei, zwei. Doch nein; das macht mich nachdenklich. Ha, ha, ha! Lieber Ludwig von Dernath, du bist ein Narr."

„Ja, das denke ich eben auch," sagte der Lieutenant von Köthen, ein lustiger Bruder, der mit dem Hute auf dem Kopfe in's Zimmer trat, „das ist auch mein einziger Gedanke, aber daß Du selbst..."

„Ach, willkommen, Bruder, willkommen."

„Das gilt auch von den Hüten, lieber Bruder, sowohl Hüte als Mützen mußten das Haupt schonen, um nicht selbst überflüssig zu werden, ha, ha, ha!"

„Man kann nicht läugnen, daß die Stände sehr kraftvoll zu Werke gehen."

„Ja, sehr kraftvoll, aber gleichwohl mußten sie wohl bedenken, wen sie vor sich haben — Leute von Geburt, die höchsten Namen in der Gesellschaft. Es sind bedenkliche Zeiten, in denen wir leben. Aber gleichviel, mir schadet es nicht, denn mein Vater ist ein ganz desperater

Hut, und wenn der zur Herrschaft käme, so würde er ein Cromwell.“

„Apropos, bist Du heute auf der Fregatte draußen in der hohen See gewesen?“

„Ja so, ich habe ja ganz vergessen, Dir zu erzählen, daß Wernerhjelm's Fahrzeug, die Schüte, auf welcher er entfloh, genommen worden ist.“

„Was sagst Du? Und Wernerhjelm gefangen?“

„Nun, dieses weniger, er war landeinwärts geflohen, aber es steht nun unsicher mit ihm. — Die Stände haben Couriere nach allen Richtungen ausgesendet.“

„Das war ein Unglück,“ sagte Ludwig von Dernath, und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. — „Wohin glaubt man, daß er sich begeben habe?“

„Nun, in die Nähe Deiner Heimath — dort unten bei P.; ja, so heißt es. Ganz gewiß bin ich auch der Meinung, daß man Wernerhjelm leben lassen könnte, denn er wird Niemandem Schaden thun.“

„Zumal, wenn man das Urtheil annullirt und thut, als wenn nichts,“ — unterbrach ihn der Baron von Dernath, — „aber das ist unmöglich.“

„Nein, so ist es nicht. Es war ein Kutter von unserm Geschwader, Schnappauf, der die Schüte nahm, aber der Vogel war schon ausgeflogen. Ach, er wird bald hier sein, denn gute Spürhunde haben die Herren Stände. Das war aber nicht, was ich eigentlich wollte;

ich kam, um Dich zu fragen, ob Du heute mit einigen munteren Kameraden bei mir ein frugales Mittagsmahl und ein Glas Wein genießen willst. Ich erfülle heute mein einundzwanzigstes Jahr, und bin nun mündig — willst Du?"

„Ich danke."

VIII.

Der Flüchtling.

Die weiten Säle in Sigurdsnäs standen düster und öde, und obgleich die Sommersonne durch die hohen Fensterscheiben schimmerte und auf die dunkeln Tapeten schien, so vermochten sie doch nicht das Gefühl von Beklommenheit zu verbannen, welches die Leere der weiten Gemächer einflößte. Und in diesen einsamen Räumen sah man nur den alten Baron Siegfried von Dernath auf- und abgehen, getrieben von einer Unruhe, die sowohl im Wesen der Zeit, als in seinem eigenen Gemüthe ihren Grund hatte. Es war dem edlen Manne gegangen, wie es Allen geht, die mit vorgefaßten Grundsätzen sich in eine Partei werfen; früher oder später, gewöhnlich aber im Augenblicke des Sieges, geht die Partei über ihr vorher als Endzweck gestecktes Ziel hinaus, und Diejenigen, die dann noch ihre ursprünglichen Ansichten beibehalten und stehen bleiben wollen, werden entweder niedergetreten

oder im glücklichsten Falle der Vergessenheit anheim gegeben.

Baron Siegfried von Dernath besaß einen viel zu unbeugsamen Charakter, eine viel zu große Achtung vor sich selbst, um mit seiner Ueberzeugung spielen zu lassen oder sich zu etwas Anderem zu bekennen, als was er für recht ansah. Er hatte niemals ein persönliches Interesse gehabt, welches ihn hätte irre leiten können. Er war viel zu reich, um ausländisches Gold zu bedürfen, viel zu stolz, um Fürstengunst oder Volksgunst zu begehren, und in seiner Sphäre viel zu mächtig, um seine Macht durch Ausdehnung derselben schwächen zu wollen. Es ist daher leicht zu begreifen, weshalb er sich jetzt zurückgezogen hatte, denn in der Erziehungsfrage war er der Ansicht, daß keine Vollmacht des Volkes mit ihren Regeln und Befehlen an die Stelle der Eltern treten könnte — er sah vollständig ein, daß keine Kunst ungestraft mit einem Naturgesetz spielen und einem Königskinde eben so wenig wie einem andern nach Belieben ein Charakter angedrechselt werden könne. Die Revolution Gustavs des Dritten im Jahre 1772 bewies, daß der Alte Recht hatte — allen Maßregeln der Stände war es doch nicht geglückt, den Kronprinzen zu einem Republikaner zu erziehen. Der alte Baron grämte sich über den Schatten, in welchen man den König des Landes stellte — er grämte sich über alle diese mehr frechen und kindischen als wichtigen Eingriffe in die königliche Prärogative. Endlich kam jener

mißglückte Befreiungsversuch, die geheime Commission und die Bluturtheile — er empörte sich in seinem Innersten, daß er selbst eine der Kräfte war, welche dieser Bewegung den ersten Stoß gegeben hatten.

Lang und schwer waren jene Tage, in denen er jeden Augenblick neue Gräuel zu hören erwartete und immer schwerer und schwerer bedrückte der Kummer sein Herz.

Ludwig von Dernath's Theilnahme an diesen Vorgängen, sein Handlangerdienst bei der Commission und endlich seine Verbindung mit Fräulein von Lützow — alles Dies waren Pfeile, die ihm tief in die Seele hineindrangen.

„Fräulein von Lützow, die Tochter des Lieutenants, meine Schwiegertochter —“ sagte der Alte zu sich selbst, als er den Brief seines Sohnes gelesen, „also auch das noch — die Tochter des Dienstweibes drängt sich in meine Familie ein.“

Es war sein Vorurtheil für die Unverletztheit der alten Geschlechter, was ihm selbst dies zu einem Kummer machte.

Er hatte eben diese Nachrichten bekommen, als er Abends einsam in seiner Bibliothek saß. Die Tausende von schöngebundenen Bänden standen schweigend rings umher und keiner davon hatte ein Wort des Trostes für den alten, edeln, gestürzten Parteiführer. Es war spät am Abend, und obschon es Sommer war, war es doch nothwendig gewesen, in dem großen Gemache die Wachs-

kerzen anzuzünden, welche jetzt gegen den Abenddämmerungsschein kämpften, der durch die hohen, in der starken Mauer angebrachten Fenster hereinfiel. Der Baron hatte seinen Bedienten befohlen, sich zur Ruhe zu begeben — Alles war still im Hause, und das Einzige, was das Schweigen unterbrach, waren einige Fischer, welche bei den Ruinen ihre Netze herauszogen und deren gedämpfte Stimmen durch die stille Abendluft summten und die Stille im Bibliothekzimmer nur desto fühlbarer machten.

Der Alte saß vor dem großen Eichentische und betrachtete mit unverwandten Blicken den letzten Brief seines Sohnes. Er warf einen Blick auf das Siegel.

„Und das ist also ein Baron Dernath? Mein und meiner Väter Erbe — dieser ist es, dem ich das Schicksal aller dieser Menschen anvertrauen soll, alle diese Güter, auf welchen Hunderte mit ihren Familien wohnen, die dem Winke ihres Herrn folgen. Ja, wirklich, es ist mein Wappen und mein Sohn."

Der Alte stand auf, stampfte ein paar Mal auf den Boden und setzte sich wieder.

„Also auf diese Weise straft mich Gott, daß ich nicht Vater war, daß ich thörigt genug war, meine Zeit lenken zu wollen, und das weit Wichtigere vergaß, durch die Erziehung meines Kindes mächtiger in einer andern zu wirken, welche kommt, und wo vielleicht die Parteien verstummen und das Gute siegen kann. Dann bin ich nicht mehr — da hätte Ludwig wirken können, wenn ich ihn

gelehrt hätte, wie ein ehrlicher Mann wirken muß. Aber,“ fuhr er mit jenem Lächeln fort, welches dem Schmerz eigen ist, — „aber ich habe ihn versäumt — ich habe seine Mutter ihn erziehen lassen, ich habe ihn ohne väterliche Belehrung mitten in den Strudel hineingeworfen und bin ihm mit dem Beispiel eines Parteigängers vorangegangen. — Ha, das ist entsetzlich! Und wenn ich einmal in einer andern Welt auf diese niederblicke und Thränen auf den Wangen der Frauen sehe und höre die Klagen der Kinder in den Hütten, und wie das Volk sagt: Es war doch eine andere Zeit, als der Alte noch lebte, Gott habe ihn selig! da werden diese Worte klingen wie ein Fluch über mich, der seinen Sohn so vernachlässigte, daß er ein Bösewicht ward. Es ist nicht genug mit Einem Opfer, mit der Tochter des armen Alterthumsforschers — sie wird mich mehr als Ludwig anklagen, und sie hat Recht, denn die Schuld ist mein — er verlangt auch noch mehrere — Lützow's Tochter, entweder ist sie ein niedriges Wesen oder sie muß auch unglücklich werden.

„Wer klopft da,“ rief der Alte und stand auf, indem er zugleich den schweren Silberleuchter mit der flammenden Kerze in die Höhe hob, um besser zu sehen.

Der Bediente trat ein.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr Baron.“

„Ich habe Dir ja befohlen...“

„Ach ja, gnädiger Herr Baron, ich sagte es ihm wohl, aber er bat mich, ihn anzumelden.“

„Wer?“

„Nun, es ist ein Mensch draußen, welcher sagt, er hätte nothwendig mit dem gnädigen Herrn Baron zu sprechen, gleich als ob es sich um Leben und Tod handelte.“

„Ganz gewiß wieder eine Unglückspost,“ murmelte der Alte, setzte aber laut hinzu: „Laß ihn eintreten.“

Einige Augenblicke darauf trat ein junger Mann herein. Seine Kleidung war ein Mittelding zwischen der eines Matrosen und der eines Bauern, sein Antlitz war dunkel und vom Hute verdeckt, den er vor sich hielt.

Der Baron ging ihm entgegen, betrachtete ihn scharf und trat dann einige Schritte zurück.

„Ah, Du bist es, Lundin,“ sagte er mit einem Versuche, zu lächeln, „ah, das ist schön, daß Du kommst, ich habe auf Dich gewartet. Glaubst Du, daß Du mir in Skåne ein Paar gute und starke Wagenpferde kaufen kannst? Du sollst morgen schon hinunterreisen.“

Der Fremdling hatte während dieser ganzen Zeit den alten Baron mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtet. Es schien, als wenn seine dunkelblauen Augen feucht würden, denn er wischte sie und trat einen Schritt näher.

„Höre Du,“ sagte der Baron, indem er sich zu dem Bedienten wendete, der mit gaffenden Blicken dastand, „Lundin hier soll diese Nacht in Deinem Zimmer schlafen und muß gut zu essen und zu trinken bekommen, denn

morgen soll er sich auf die Reise machen. Gute Nacht, morgen früh ein Mehreres."

Der sogenannte Lundin hatte kein Wort gesprochen und that es auch jetzt nicht, sondern verneigte sich tief und ging mit dem alten Bedienten fort.

„Armer Knabe," sagte der Baron bei sich selbst, „armer Knabe, der sich verkleiden muß, um einer Sache willen, die, wenn sie geglückt wäre, ihn zu einem Halbgott gemacht hätte. Und wenn er doch mein Sohn wäre ... ach, ach, gern wollte ich ein armer Mann sein, wenn dies so wäre. Seine ehrlichen Augen können sich nicht verstellen, sein offenes Antlitz kann die Empfindungen nicht hindern, hindurchzuleuchten — und mein Ludwig — nicht ein einziger Zug ist wahr, Hinterlist lauert hinter den Rosen der Wangen, und Wollust und Unzuverlässigkeit kämpfen in seinen Augen um die Herrschaft. Armer Wernerhjelm! Die Noth muß groß sein, da er hierher an die Höhle kommt, wo sein Todfeind wohnt — aber er glaubt mehr an den Menschen als an den Mitbürger. Gott sei Lob!" fuhr der Greis seufzend fort, als ob die Last auf einen Augenblick ihm von der Brust genommen würde, — „Gott sei Lob! nun weiß ich, daß ich ein Mensch bin."

Der Alte hatte sich nicht geirrt, es war wirklich der junge Wernerhjelm, der, da das Schiff von einem königlichen Kutter verfolgt ward, von dem Kapitain in ein Boot gesetzt und unter dem Dunkel der Nacht auf gut

Glück nach der Küste geführt worden war. Die Stelle, wo er an's Land stieg, war nur wenige Meilen von Sigurdsnäs entfernt, und wie der alte Baron ganz richtig vermuthete, hatte der junge Mann seine Hoffnung auf den Menschen in ihm gesetzt und floh durch Wälder und Wiesen zu Dem, den er als seinen politischen Feind betrachtete.

Wernerhjelm bewunderte die edle Schlauheit des Greises. Er hatte ein langes Gespräch unter vier Augen, Vorstellungen, vielleicht auch Härte erwartet, aber niemals Grausamkeit. Er fand Nichts von alle Dem, sondern einen alten Freund, der ihn verstand und der ohne gebeten zu sein und ohne sich wichtig zu machen, Maßregeln traf, ihn zu retten.

Aber der alte Svensson, der treue Bediente, war doch etwas neugierig über den Fremdling geworden, obschon er das wahre Sachverhältniß nicht im Entferntesten ahnte. Die angelegentliche Bitte des Fremdlings, sogleich angemeldet zu werden und seine daraus hergeleitete Bereitwilligkeit ärgerte ihn, besonders da er sich als etwas höchst Merkwürdiges und durchaus nicht als etwas Gewöhnliches vorstellte, daß der Baron ein paar Pferde in Skåne kaufen lassen wollte.

Als daher Wernerhjelm in Svensson's Zimmer kam, ging ein anderes Examen an.

„Also Ihr heißt Lundin, wie?"

„Ja."

„Nun, das ist doch nicht eine Sache, bei der es sich, wie Ihr sagtet, um Tod und Leben handelt, wenn Ihr dem Baron Pferde kaufen sollt.“

„Ich hatte Befehl, zu kommen.“

„Aber seht, ich hatte den Befehl, nicht eine Katze, und noch viel weniger einen Menschen, wie Ihr, einzulassen. Hätte der Baron nicht mit Euch gesprochen, so...“

„Nun, was dann?“

„Nun, dann hätte ich gesagt, Ihr wäret ein Landstreicher. Ja, ja, nehmt es nur nicht übel, denn ganz gewiß sieht da Eure Bauerjacke mit den Matrosenhosen aus, als ob Ihr sie gestohlen hättet. Setzt Euch nieder und pflegt Euch. Aber ein verdammt schönes Hemd habt Ihr an,“ bemerkte Svensson, als Wernerhjelms Jacke zufällig aufging und die feine Wäsche durchglänzte.

„Ja, das kann wohl sein.“

„Ihr seid mir ein sonderbarer Kauz. Wo seid Ihr denn her?“

„Aus Westgothland.“

„I, das wäre! Da seid Ihr ja mein Landsmann. Vielleicht von Habo?“

„Nein.“

„Oder von Fahlbygden?“

„Nein, bewahre.“

Die Angst des jungen Barons nahm mit jedem Augenblicke zu, denn er war in der Topographie von Westgothland nicht bewandert genug, um sich mit seinem

unglücklicher Weise selbstgewählten Landsmanne darein vertiefen zu können.

„Nun, wo seid Ihr denn her?“

„Ich, ich?“

„Nun freilich, Ihr, wer denn sonst?“ sagte der Diener hartnäckig, zündete seine Pfeife an und fing an zu rauchen, während er sich ganz bequem auf sein Bett setzte. Das Gespräch schien auf diese Weise sowohl lang als interessant werden zu müssen, besonders da Wernerhjelm an der Handlungsweise des alten Barons merken konnte, daß Svensson, obschon ein gutmüthiger Mensch, gleichwohl die Tugend der Verschwiegenheit höchst wahrscheinlich nicht besaß.

„Nun, seht Ihr...“

„Vielleicht von Sandhem?“

„Ja, von Sandhem,“ unterbrach ihn der Fremdling schnell, um nur des fernern Fragens überhoben zu sein. —

„Aha, dann begreife ich auch, weshalb Ihr kein reines und gutes Westgothisch redet. Hm, das ist schön, da sind wir richtige Landsleute. Kennt Ihr dort einen Bauernhof, der Gropkärr Södergarden heißt?“

„Nun, das wollte ich meinen, sehr gut.“

„Ha, ha, das ist schön. Ihr erinnert Euch wohl auch, daß ein kleines Haus am Wege steht, der, wie Ihr wißt, bei Gropkärr vorbeigeht nach dem — hm — wie

heißt nur das Gut da draußen, gleich rechts, ehe man an die Kirche kommt?"

„Das Gut?"

„Nun ja, das Gut — hm, der Bauer hieß zu meiner Zeit Paul Pehrsson in Grytekulla — Grytekulla, so hieß es. Nun, seht Ihr, da an diesem Wege steht ein kleines Haus mit einem Bienenkorbe an dem Giebel und ein paar großen, sehr schönen Hollundersträuchern dahinter, die etwas anders riechen, als hier in der Orangerie. Links befindet sich ein kleiner Teich und ein dichtes Wäldchen rechts. Ach, mir ist es, als wenn ich es vor mir sähe. Habt Ihr dieses Häuschen auch gesehen?"

„Ja wohl."

„Nun, habt Ihr dann auch die alte Grethe Stina gesehen?"

„Ja wohl, nicht lange zuvor, ehe ich abreis'te."

„Befindet sie sich denn wohl?"

„Sehr wohl.

„In diesem Hause bin ich geboren, müßt Ihr wissen, und das alte Weib ist meine Schwester. Es ist mir wirklich recht angenehm, Jemanden zu treffen, der sie gesehen, denn ich bin seit dreißig Jahren nicht mit ihr zusammen gewesen."

„Ah so, ja, die befindet sich sehr wohl."

„Ich gönn' es ihr, denn es ist nur erst ein halbes Jahr her, als sie mir schrieb, daß sie ganz contract an der Gicht darniederläge, und zwar schon seit zwei Jahren,

denn sie schreibt mir blos dann und wann mit einem Fuhrmanne, und da gehen die Briefe nicht so schnell, wie mit der Post. Aber sie hat wohl viel Nutzen von ihrer Tochter?“

„Ja, das ist ein flinkes Mädchen.“

„Mädchen, da seid Ihr wohl irre — Mädchen? Sie ist ja schon lange verheirathet, es ist aber möglich, daß meine Schwester eines von den Kindern ihrer Tochter bei sich hat — ist es noch ein kleines Mädchen?“

„Ja, sie ist allerdings noch sehr jung — ein recht niedliches Mädchen.“

„Ach ja, wenn sie unserer ganzen Familie nach gerathen ist, so kann sie nicht übel sein,“ bemerkte Svensson und strich das Kinn, denn er besaß die kleine Eigenheit, jetzt in seinem fünfzigsten Jahre noch für einen schönen Mann gelten zu wollen.

So ward das Gespräch fortgesetzt, bis Svensson den Schlaf angenehmer fand, als die Berichte aus der Heimath, und Wernerhjelm sah endlich seinen hartnäckigen Examinator in der Ueberzeugung schlummern, daß der fremde Roßhändler in dem Kirchspiel von Sandhem geboren und erzogen sei.

Zeitig am folgenden Morgen klingelte der alte Baron und bald darauf trat der junge Flüchtling zu ihm ein.

Der alte Baron saß stolz und ehrfurchtgebietend in seinem Schlafrocke da. Er streckte die Hand nach Wernerhjelm aus, der sie ergriff und, von Dankbarkeit übermannt, mit Küssen bedeckte.

„Lassen Sie das sein, mein Freund," sagte der Greis und zog die Hand zurück; „ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie in der Zeit des Unglücks zu mir kommen — ich danke Ihnen mehr dafür, als Sie mir zu danken haben. Es erwärmt mein altes Herz, wenigstens Einen Menschen zu finden, welcher an Ehre glaubt — es beweis't, daß Sie selbst welche besitzen, denn Niemand glaubt an Etwas, was er nicht in sich selbst fühlt."

„Herr Baron, Ihr Edelmuth..."

„Still, Kind! Danken Sie nicht — wenn Sie nicht Gott in sich tragen, so werden Sie auch nicht an ihn glauben; wenn Sie nicht Tugend in Ihrer eigenen Brust besäßen, so würden Sie dieselbe als eine bloße Redensart betrachten."

„Können Sie mich retten, Herr Baron?"

„Ich will es versuchen, aber wie kommen Sie hierher?"

Wernerhjelm erzählte nun den ganzen Vorfall mit seiner Flucht, aber er stockte mitten in seinem Berichte.

„Wer war es, der den Zigeuner aufforderte, Sie zu befreien? Sagen Sie mir den Namen, ich will den Menschen kennen."

„Ich kann, ich darf diese Person nicht nennen, am Allerwenigsten Ihnen."

Das Angesicht des Greises leuchtete. — „Gott segne Sie, mein Freund. War er es vielleicht? Aber nein, das wäre ihm ganz unähnlich. Aber wenn es so wäre — sagen Sie, war es Ludwig?“

„Nein, Herr Baron.“

„Ja, ja, ich wußte das vorher — eine solche Handlungsweise wäre nicht ... doch gleichviel, Sie wurden gerettet.“

„Ja, Herr Baron.“ — Und nun fuhr er fort, seine Geschichte zu Ende zu erzählen.

Der Alte saß lange schweigend da, aber endlich schlug er die großen, hellen, lebendigen Augen auf, lächelte den Flüchtling an und sagte:

„Sagen Sie mir nur, wer es war, der den Zigeuner zu Ihrer Rettung schickte, sagen Sie es, ich will den Menschen kennen.“

„Es war die jetzige Braut Ihres Sohnes,“ sagte der junge Mann langsam und jede Sylbe betonend.

„Sie! Nun, Gott segne das gute Kind, Gott segne sie! Sie wird das wieder gut machen, was ich versäumt habe. Sie kennen sie also?“

„Ja, Herr Baron.“

„Sie ist ein engelgutes Mädchen — ist sie das nicht? Ja, das ist sie, wenn sie mitten unter diesem blutigen Werke der Rache wagte, Sie zu retten — sie muß ein Engel sein.“

„Herr Baron, ich verstehe Sie nicht.“

„Wie, verstehen Sie nicht, daß Ludwig einen Engel braucht?"

Wernerhjelm blieb stumm.

„Sie schweigen, es steckt Etwas dahinter, sprechen Sie sich aus."

„Herr Baron, ich würde Sie nur verletzen."

„Verletzen? Glauben Sie das? Wissen Sie nicht, daß eine tödtliche Wunde niemals so sehr schmerzt, als eine leichte?... reden Sie, ich will es wissen."

Die Miene des alten Barons war eine befehlende; Wernerhjelm gehorchte.

Als der Bericht zu Ende war, stand der Greis auf, ging hinaus und holte ein großes Buch, blätterte darin und schlug endlich eine Seite auf, die er mit dem Finger bezeichnete.

„Ich muß Ihnen mittheilen, daß in unserer Familie eine alte Sage geht, die von meiner Stammmutter aufgezeichnet worden. Sehen Sie hier, dies ist im Jahre 1500 geschrieben und der Styl ist etwas schwer zu verstehen. Sehen Sie her," fuhr er fort und zeigte auf das Blatt, „hier steht: „Der Name der Dernath's wird in männlicher Linie nicht eher aussterben, als bis ein Dernath kommt, der gleichzeitig Gott, König, Vaterland, Freundschaft und Liebe betrügt und, nur um zu genießen, Blut und Thränen auf seinem Haupte sammelt. Mit ihm wird das Geschlecht aussterben und kein ächter Dernath mehr geboren werden. Sehen Sie," sagte der alte

Mann ernst, „es hat ganz den Anschein, als ob die alte Sage in Erfüllung gehen sollte. Gottes Wille geschehe!“

„Sie wissen nun Alles, Herr Baron. Schützen Sie sie, rathen Sie, helfen Sie, trösten Sie Katharinen.“

„Sie ist das Opfer eines schändlichen Betrugs geworden,“ fuhr der Greis fort. „Ich werde diese Verbindung trennen, ich werde das Opferlamm aus den Klauen des Wolfes retten. Armer Knabe,“ fuhr er freundlich und mit dem Ausdrucke tiefer Theilnahme fort, „armer Knabe, Dein Unglück hat sich gehäuft, Dein Leben steht in doppelter Gefahr, — Gott helfe Dir.“

„Aber Herr Baron, es kommt mir zu, mein Schicksal zu ertragen, wie ein Mann,“ sagte Wernerhjelm düster.

„Ja, ja, Du hast Recht — Du hast Recht. Ertrage wie ein Mann Dein Schicksal, und wohin Du auch Dich wendest, so bedenke, daß hier in diesem Hause es zwei Menschen giebt, die an Dich denken.“

„Aber,“ hob der Greis wieder an, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, „Du mußt Dich um und in eine bessere Tracht kleiden, diese da verräth den Flüchtling zu leicht. Ich werde Dir einen Brief an einen Bekannten in Skåne mitgeben, der eine Stuterei hat. Dieser Brief muß als Paß dienen und wir lassen ihn offen. Ich glaube,“ setzte er hinzu, „daß der Name eines solchen Erzhutes, wie ich bin, Dich hinreichend sicherstellen wird. Die Hüte sind es, welche gesiegt haben, und Niemand

weiß besser als Du, daß ich mit jenem Feldherrn sage: Noch ein solcher Sieg und wir sind verloren."

Der Baron klingelte.

„Lundin hier muß andere Kleider bekommen, und da er in meinem Auftrage reis't, so soll er meine Livree anlegen. Der Reitknecht muß ihm eine von den seinen geben. Gehe hinaus und kleide Dich um und laß mich sehen, wie Du aussiehst, wenn Du die richtigen Kleider anhast."

Zu einer spätern Stunde des Tages nahm Wernerhjelm Abschied.

„Sehen Sie diesen Brief," sagte der Greis und übergab ihm das Papier, sammt einer ansehnlichen Geldsumme in Gold und Silber. — „Nimm, mein Sohn, Du wirst es noch gebrauchen. Wenn Du reich wirst, kannst Du das Darlehn wiederbezahlen — wenn ich noch lebe, andernfalls sind wir quitt. Leb wohl, Lundin!" rief er seinem neuen Reitknecht laut nach, „und nimm mir auf der Herreise die Thiere ja in Acht."

„Ganz gewiß, gnädiger Herr Baron," lautete die Antwort des jungen Abenteurers, dessen Muth und Vertrauen durch die liebevolle Theilnahme des alten Barons bedeutend gehoben worden waren.

IX.

Das Fest.

Man hat in Schweden es von jeher nicht für möglich gehalten, daß es für die große Masse ein anderes allgemeines Vergnügen geben könne, als Hinrichtungen und Hochzeiten. Das Volk läuft dann zusammen, um zu gaffen, im ersteren Falle den Delinquenten, welche Miene er hat, ob er blaß ist oder roth, ob er zittert oder unerschrocken einhergeht, und in dem letzteren, ob die Braut schön und das Brautkleid kostbar ist. Es war daher ganz natürlich, daß eine große Volksmasse sich in der Oststraße bei einem Hause sammelte, in dessen zweiter Etage die ganze Fensterreihe von Licht und Klarheit strahlte.

Diese schimmernde Fensterreihe nahm sich auch recht gut aus, denn es war ein finsterer Abend im Monat October **1756** und damals hatte die Hauptstadt nicht die Beleuchtung wie jetzt.

Die dichte Volksmasse drängte sich und stieß sich,

weil Alle etwas sehen wollten, denn „Einer war hier so gut wie der Andere“; aber da es sich hier nicht blos um ein menschliches Recht handelte, sondern auch um einen körperlichen Spielraum, so bestand diese Masse aus zwei Parteien, nämlich einer Partei des Stillstandes, welche den besten Platz inne zu haben glaubte und einer Partei des Fortschrittes, welche dorthin wollte. Diese entgegengesetzten Ansichten waren der Grund, daß die ganze Masse sich in einer fortwährenden hin- und herschwankenden Bewegung befand und aussah, wie ein schaukelndes Meer von Hüten, Mützen und Hauben. Auf einer Treppe, dem erleuchteten Hause schräg gegenüber, hatte eine dicke Frau in einer Bänderhaube einen etwas erhöhten Platz eingenommen, wo sie umringt von Mägden und Lehrjungen stand, die sich mit auf dieses heilige Gebiet gedrängt hatten, so daß sie eine fast zu sichere Stellung gegen die Wand bekam.

„O mein Gott, ich sterbe,“ sagte sie mit gellender Stimme, „aber ich gehe nicht von der Stelle, bis ich die Braut gesehen habe, sie soll recht schön aussehen.“

„Ach, es ist noch ein pures Kind,“ bemerkte eine andere Frau, „ein pures Kind.“

„Ja, das glaube ich, wenn man reich ist, so fehlt es nicht an Freiern,“ sagte die hochgestellte Dame. „Nun, schämt Er sich denn nicht? Er will mich wohl gar um meinen Platz bringen!“ unterbrach sie ihre Betrachtung,

als ein Geselle sie beim Arme faßte, um sie herunterzuziehen.

„Na, na, so gefährlich wird es wohl nicht sein. Wie heißt sie denn, die hier vermählt werden soll?"

„Und das kann Er noch fragen?"

„Nun, ich habe nicht immer Zeit, mich um solche Geschichten zu bekümmern."

„Da weiß ich's freilich besser, ich habe Grafen und Barone und den seligen König trauen sehen — weiß Er nicht, wen Er vor sich hat?"

Der Geselle, der wahrscheinlich nicht weiteren Lärm machen wollte, drängte sich mittlerweile nach einem anderen Platze, aber das Sprachorgan der guten Frau war nun einmal in Gang gekommen und nicht so schnell wieder zum Stehen zu bringen.

„Dieser Gelbschnabel! — Wenn ich König Friedrich nicht so nahe gestanden habe, daß ich ihn hätte an der Allongeperrücke zupfen können, wenn ich gewollt hätte, und wenn ich nicht die Reichsinsignien in diesen meinen Händen gehabt habe, so will ich nicht ehrlich hier stehen. — Und so ein Pechhengst will mich lieber von meinem Platze herunterstoßen — der wäre mir gleich der Rechte."

„Das sieht man," näselte ein alter Herr in einem abgetragenen Rock und herunterhängendem Hute, ein Herr, welcher ein Copist oder Schullehrer oder so etwas Aehnliches zu sein schien, denn arm und abgeschabt sah er aus, „da sieht man, wie das Glück einige Menschen mit seinen

Gaben überhäuft, während ein Anderer sich sein ganzes Leben hindurch mit Unglück und Armuth herumschlagen muß."

„Ja, das ist nun einmal so," bemerkte ein Anderer; „solchen Leuten giebt unser Herr Alles hier auf Erden, aber sie werden dereinst noch für ihren Hochmuth gestraft werden."

„Hochmuth kommt vor'm Falle," murmelten Einige in dem Haufen.

„Nur aufgepaßt; sobald der Geistliche fertig ist, werden sich die Brautleute am Fenster zeigen und wir müssen dann ein tüchtiges Hurrah anstimmen, Jungens, und wer einen witzigen Einfall hat, der gebe ihn von sich."

„Thörigte Menschen," näselte wieder der Schreiber und pflanzte sich in den Rinnstein, um sich fest an die Wand zu stellen. „Ich kann nicht begreifen, wie das Volk so neugierig sein kann, den ganzen Abend im Schmutze hier zu stehen, um eine Braut zu sehen."

„Nun, weshalb steht Er denn da?"

„Um das Volk anzusehen."

„Nun, es ist aber doch mein' Seel' Niemand hier, der Ihn ansieht. Gebt doch dem Federfuchser eins auf die Nase, schlagt ihm den Hut vom Kopfe, ha, ha, ha!"

Der Mann nahm seinen Hut ab und drängte sich ein wenig weiter fort, indem er etwas über das ungebildete Volk murmelte.

„Guten Abend, Bruder! Na, das ist doch scharmant,

einen Bekannten zu treffen," rief ein Anderer und versetzte dem Bekannten einen derben Schlag auf die Schulter. — „Das ist der Dank für das letzte Mal, als wir uns trafen."

„Wann war denn das? Ach, nun besinne ich mich. Ja, das war damals, als das Volk sich für einige Vornehme todtschießen ließ. Das Volk hat gleichwohl die Macht und wir hätten vollkommen recht, wenn wir den Leutchen da oben die Fenster einwürfen, aber das könnte der Braut eine Alteration zuziehen."

„Ruhig, war das dort nicht die Braut? Es war mir, als sähe ich einen Kopf mit einer Krone darauf."

„Die können sich gut putzen, die Reichen."

„Ach, wer doch auch reich wäre!"

„Und jung."

„Und schön."

„Ah so, Du willst auch noch schön werden."

„Und auch ganz vornehm. Wäre ich Baron und reich, so müßtet Ihr Alle mit auf meine Hochzeit kommen."

„Die Güter des Lebens sind doch sehr ungerecht ausgetheilt. Hier müssen wir auf der Gasse im Winde stehen, während die da oben in Ueberfluß und Freude schwelgen."

Diese letzte Aeußerung war ungerecht, denn es hat wohl schwerlich je eine Hochzeit gegeben, wo so wenig Freude herrschte, wie hier. Es ist ganz natürlich, daß Braut und

Bräutigam gewöhnlich sich eher minder überglücklich fühlen, als sie es sich vorher gedacht. Sie stehen gleichsam an der geöffneten Pforte der Zukunft und blicken neugierig hinunter in den dunkeln Raum, wo tausend Wechselfälle des Schicksals sich verbergen. Es ist natürlich, daß dieser Blick in die Zukunft eine ernste Stimmung hervorruft, und das Einzige, was wirklich beide erfreut, ist, daß sie mit einander die lange Fahrt in das unbekannte Land machen sollen.

Hier aber gab es nicht einmal diesen Trost; Beide fühlten deutlicher als jemals, daß sie nicht zusammen gehörten, daß sie niemals einander erfreuen oder Eines des Andern Stütze sein könnten. Ludwig von Dernath ward von seiner falschen und unsichern Stellung beunruhigt; sein „Freund", der vor Kurzem geadelte Rehnhorn, drängte sich an ihn und schlich um ihn herum, als ob er ein Henkerschwert unter seinem prächtigen Sammtrock versteckt gehabt hätte; der alte Siegfried von Dernath betrachtete den abtrünnigen Sohn mit vernichtendem Mitleiden — und keine weiße Rose kam zum Vorschein — Niemand gab ihm die weiße Rose, welche Glück verkünden sollte, sondern die Braut trug dagegen eine purpurrothe an der Brust. Es lag in allem Diesem etwas so Unheilverkündendes, daß der Bräutigam dem Umsinken nahe war.

Katharina von Lützow, oder, wie sie nun hieß, Katharina von Dernath, denn die Trauung war schon vorüber,

hatte beinahe kein anderes Gefühl, keinen anderen Gedanken als: es ist vorbei — vorbei auf ewig.

Die Königin hatte diese Hochzeit wollen ausrichten, aber als sie die Namen der Gäste hörte, schrak sie zurück und schauderte — nur persönliche Feinde von ihr sollten kommen. Aus diesem Grunde ward die Hochzeit in einem gemietheten Lokal angestellt.

Jetzt meldeten die Marschälle, daß das Volk die Braut sehen wolle; es habe schon seit langer Zeit Hurrah gerufen und fange an, unruhig zu werden. Ludwig von Dernath faßte sich, trat auf seine Braut zu und reichte ihr die Hand.

Da stand nun das beneidete Paar, um sich dem Volke zu zeigen, welches unablässig Hurrah schrie. Inzwischen sah das Volk durch die dunklen Fensterscheiben die Braut nicht so gut, als man wünschte, und bald erhoben sich eine, dann viele Stimmen:

„Fenster auf, Fenster auf! Wir wollen die Braut ordentlich sehen.“

Immer unruhiger, immer heftiger ward der Ruf, man fürchtete einen gewaltsamen Auftritt, wenn man einen so laut geäußerten Wunsch der Masse nicht befriedigte, denn der Pöbel der Hauptstadt war in Folge der unaufhörlichen Parteikämpfe stets bereit, Gewalt anzuwenden. In wenigen Augenblicken waren die hohen Fenster geöffnet und das Brautpaar präsentirte sich.

„Ach lieber Gott, wie blaß sie aussieht! Sie ist wie Alabaster!“ riefen einige Stimmen.

„Die arme Kleine, es muß ihr nicht wohl sein.“

„Sie hat sich gewiß zu fest geschnürt.“

„Hurrah, hurrah, hurrah!“

„Noch ein Hurrah, Jungens.“

„Hurrah, hurrah, hurrah!“

Der Spektakel hatte schon ziemlich lange gedauert, als plötzlich eine weiße Rose, entweder zufällig oder mit bewundernswerther Geschicklichkeit geworfen, von der Gasse heraufgeflogen kam und Ludwig von Dernath mitten auf die Brust traf. Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: Das ist die Glücksrose. Er erhaschte sie, roch daran und steckte sie dann in sein steifes Kostüm vor die Brust.

Der Blumenregen dauerte einige Augenblicke mit dem Hurrahrufen zugleich fort, bald darauf aber gab das Volk zu, daß die Fenster wieder geschlossen würden.

Ludwig von Dernath war von diesem Augenblicke an die Freude selbst. Er zog seine schöne Braut zu einer stattlichen Polonaise auf und bald wimmelten die großen Säle von tanzenden Paaren, welche in einer Art Freudenrausch die bleischwere Bangigkeit zu vergessen suchten, welche vorher Alle bedrückt hatte.

Als Ludwig von Dernath mit dem Tanze zu Ende war, fühlte er sich plötzlich von einer eiskalten Hand gefaßt. Es war Rehnhorn.

„Vielleicht sollen wir warten bis morgen,“ sagte er grinsend, „mein Freund erinnert sich doch noch unseres kleinen Geschäfts?“

Von Muth erfüllt, seitdem er wußte, daß die weiße Rose an seiner Brust weilte, lachte der junge Mann und erklärte die ganze Sache für einen bloßen Scherz.

„Es ist kein Scherz, mein lieber Baron,“ flüsterte Rehnhorn; „der Zigeuner wußte viel — mehr als er sollte.“

„Da hat er gelogen,“ unterbrach ihn Ludwig nachlässig und ließ seinen Quälgeist stehen, der mit einem Blick voll Verachtung und Bosheit dem glücklichen und unbedachtsamen Bräutigam nachsah.

Der alte ehrliche Siegfried von Dernath hatte sich neben seine Schwiegertochter gesetzt und ihre Hand ergriffen. Er suchte sie, so gut er konnte, aufzuheitern, sprach von Sigurdsnäs und wie sie ihm helfen sollte, es zu verschönern, wo ihr Vater in dem Schlosse wohnen und nun in seinem Alter gute Tage verleben sollte. Alle diese goldenen Bilder vermochten kaum ein Lächeln auf den bleichen Lippen hervorzurufen, gleichwohl aber betrachtete sie so gern diesen Greis, der nun ihr Schwiegervater ward — ach, so herrlich und edel war er ihr noch niemals vorgekommen.

Sie schmiegte sich näher an den alten Baron an, gleichsam wie um Schutz zu suchen, wenn ihr Bräutigam sich näherte. Die Musik ertönte ununterbrochen, der Tanz

ruhete nicht, der Wein strömte und die allgemeine Heiterkeit stieg immer höher.

Jetzt trat einer der Marschälle vor, um die Gesundheit des Brautpaares auszubringen, aber dies konnte nicht sogleich geschehen, denn der Bräutigam war verschwunden. Sein Jugendfreund, von Köthen, flüsterte dem ersten Ceremonienmeister zu:

„Hören Sie, Dernath ging hier in das Kabinet hinein, er hatte ein wenig mehr getrunken, als er vertragen kann — er sagte mir, er hätte es ein wenig im Oberstübchen, ha, ha! — er wird wohl bald wiederkommen."

„Aha, aber er ist schon lange fort, ich habe ihn seit einer halben Stunde nicht gesehen."

Man wartete noch eine halbe Stunde, aber der Bräutigam kam nicht wieder.

„Da steckt etwas dahinter," fing man an zu murmeln, und endlich gingen die Marschälle und von Köthen in das bezeichnete Kabinet.

„Ha, ha, ha!" lachte von Köthen, „das ist mir ein interessanter Bräutigam, — seht, wie er da im Lehnstuhle sitzt und schläft, wie ein gutes Kind. — Hollah! Wach' auf, Kamerad! Glaubst Du denn, daß es sich für einen Bräutigam schickt, dazusitzen und zu schlafen wie ein Ratz? Was zum Teufel ist denn das? Die Augen stehen halb offen — heda, er ist ohnmächtig — Wasser her — er ist todt — Jesus im Himmel, der Mensch ist todt!" schrie der erschreckte Freund so laut, daß es draußen im Saale

gehört ward, wo die Gäste, schon vorher unruhig, das Geschrei sofort auffingen, und bald hallte das Wort: „Todt, todt, todt!“ leise und unheimlich durch die Menge.

Jeder Versuch, den unglücklichen Vorfall zu verheimlichen, war nun fruchtlos, die Gäste liefen in Verwirrung durcheinander, die Musik schwieg und der alte Baron eben so wie Katharina, mit welcher er sprach, sprangen zugleich auf und fragten:

„Was ist? Hat sich ein Unglück zugetragen?“

„Ach nein, nichts,“ versicherten die Umstehenden, „aber, aber ...“

„Was?“ sagte der alte Baron; „redet, ist ein Unglück geschehen?“

„Man sagt, man sagt, der junge Baron sei unwohl geworden.“

„Setze Dich, Katharina,“ sagte der alte Baron freundlich, „setze Dich, ich werde hinausgehen, um Dir Nachricht zu verschaffen.“

„Es ist mein Gemahl, bester Vater, es ist meine Schuldigkeit, Ihnen zu folgen.“

„Das geht nicht, die gnädige Frau darf nicht folgen,“ sagten mehrere der Umstehenden, die es gut meinten, aber nicht verstanden, daß kein Unglück so entsetzlich ist, wenn man es ganz sieht, als wenn man es blos zum Theile überschaut.

Katharina lächelte bekümmert und sagte: „Lassen Sie mich thun, was ich thun muß, meine Freunde.“

Der alte Baron ergriff sie bei der Hand und während sie langsam durch die vielen Zimmer gingen, flüsterte er: „Vergiß nicht, daß ich Vater bin und daß Du seine Gattin bist — wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt halten.“

Bald standen sie Beide vor Ludwig von Dernath, welcher kraftlos und sterbend in dem Lehnstuhl saß, ohne Bewußtsein, wie es schien, während ein Arzt die gewöhnlichen Rettungsmittel versuchte, aber vergebens. Der alte Baron setzte sich neben den Sterbenden, ergriff ihn bei der Hand und betrachtete ihn mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„Armer Ludwig, so ist Dein Glück schon zu Ende,“ sagte er leise, „armer Ludwig!“

Katharina hatte sich über ihn gebeugt, der seit einigen Augenblicken ihr Gatte war; sie weinte nicht, aber aus den schönen Augen leuchtete sanfte Wehmuth — sie dachte an Gott, an die Unsterblichkeit — es war der erste Sterbende, den sie sah.

Mariane, die ihnen dicht auf dem Fuße folgte, sank ohnmächtig in die Arme der Umstehenden. Dieser Schlag zerschmetterte ihr sonst so eiskaltes Herz.

Unter denen, welche sich in das Zimmer des Sterbenden drängten, war auch Rehnhorn. Zum ersten Male sah man etwas wie Schrecken auf diesem bleichen, harten Antlitz; er näherte sich vorsichtig schleichend und stellte sich gerade vor sein früheres Opfer — ein Anderer, Mächtige-

rer als er, hatte es ihm entrückt. Es dauerte nun nicht mehr lange; noch einige tiefe Athemzüge und der junge Mann war nicht mehr. Aber im Tode hatte dieses jugendliche Angesicht seinen früheren Ausdruck verloren, ein edleres Gepräge hatte sich auf die vergänglichen Züge niedergelassen, er lächelte wohl noch, aber nicht falsch, sondern wie ein schlafendes Kind.

Unter den Versuchen, ihn wieder zu erwecken, hatte man auch die Weste geöffnet, aus der jetzt eine Rose herausfiel. Sie war schwarzgrün, die weiße Rose hatte eine Schmutzfarbe angenommen und verbreitete einen betäubenden Geruch.

„Sehen Sie her," rief der Arzt, „er ist vergiftet; diese Rose hat Gift enthalten. Wo hat er sie denn herbekommen?"

Jetzt erinnerten sich Viele, daß sie durch's Fenster hereingeworfen worden, und man untersuchte sie mit Vorsicht. Um den Stengel herum war ein Band befestigt und auf demselben stand in feinen Schriftzügen: „Die Rache lebt."

„Die Rache lebt, aber auch die Versöhnung," sagte der Baron Siegfried mit lauter Stimme und erhob sich. „Komm, Katharina, Du bist nicht meines Sohnes Braut, aber meine Tochter."

Die Gäste hatten sich zerstreut, die Säle standen öde, aber in der Brautkammer warf das Licht seinen

Schein auf das prächtige Ruhelager mit seiner sammetnen Bekleidung.

Vermuthungen über den Tod des jungen Barons beschäftigten nun das Publikum der Hauptstadt viele Wochen lang; hunderte von verschiedenen Gerüchten wurden verbreitet, geglaubt und verworfen, aber die herrschende Meinung war, daß er der Rache irgend eines verführten Mädchens zum Opfer gefallen, denn man sah jetzt seine todte Hülle für viel zu unbedeutend an, als daß sie der Gegenstand einer politischen Abrechnung hätte sein können.

Niemand konnte den Mörder errathen, Niemand vermochte ihn aufzuspüren, obschon der alte Baron große Summen Jedem verhieß, der die mindeste Spur zur Entdeckung des Thäters anzeigen würde.

Aber in der Zigeunerhütte in der Thurmgasse bei der Witwe des Königs dieses zerstreuten Volkes wußte man es wohl. Es war das schwarzhaarige Nomadenvolk, welches sich durch ein Gift gerächt hatte, das nur ihm bekannt war und welches es gewöhnlich an Thieren und Menschen anwendete, wenn es ihnen etwas anthun wollte. Dieses Gift war es, welches die Rache dieser Menschen so furchtbar machte und ihnen Mittel in die Hände gab, einen schnellen Tod vorherzusagen, ohne sich jemals zu irren oder nicht wahr prophezeit zu haben.

„Du kannst mir glauben, Mutter,“ sagte Selim, „ich hätte der Braut gern auch eine Rose zugeworfen, denn wenn sie meinen Vater nicht betrogen hätte, so lebte

er noch, — es schnitt mir in die Seele, daß ich bei meiner Augen Licht und meines Verstandes Klarheit gelobt und geschworen hatte. Hätte ich den Eid gebrochen, so hätte meines Vaters „Bengaloa“ mich meines Gesichts und Verstandes beraubt.“

X.

Das Perpetuum mobile.

Ewig bewegt sich der Menschengeist, ohne zu ruhen und ohne zu ermüden; eine Kraft, die einmal in Thätigkeit gesetzt worden, kann nicht ermüden. Gleich dem Lichtstrahl, welcher, von der Sonne ausgeworfen, niemals aufhören kann, weiter zu eilen durch den ewigen Raum, aber dessen Dasein Niemand bemerkt, so lange er nicht auf einen Gegenstand stößt, der seine Bahn unterbricht, setzt auch der Geist seine ewige Thätigkeit fort. Bei dem Kinde geht er ungebrochen aus und man bemerkt nicht, wie schnell die in seine Seele niedergelegten Gedanken ihrem Ziele entgegeneilen. Erst wenn sie eine äußere Sphäre für ihre Thätigkeit finden, wenn die Strahlen sich an den tausend Flächen des wechselvollen Lebens brechen, werden die Farben, die in ihnen lagen, das Feuer, welches sie enthielten, und der Glanz, der zu ihren Eigenschaften

gehört, sichtbar, und wir glauben dann, daß der Mensch auf der Höhe seiner Entwickelung stehe. Wenn aber das Alter kommt, wenn der Geist sich der Grenze der Materie nähert, beginnt er wieder, wie bei dem Kinde, ununterbrochen und unbemerkbar für Alle auszugehen — er verschwindet, heißt es, er verlischt allmählig. Je reiner eine Seele sich in dem Kreise des Lebens bricht, je hellere Farben sie giebt, je größere Wärme sie verbreitet, desto herrlicher erscheint sie uns; aber wie Wenige sind wohl die, welche so hervortreten, und wie Viele dagegen, welche blos schimmern, deren Strahlen sich unregelmäßig brechen — ebenso, wie von den vielen Strahlen der Sonne sich doch nur wenige in reine prismatische Farben brechen, im Gegensatz zu denen, welche von den grauen Wolken zurückprallen oder ohne Zurückspiegelung in die Tiefe hinabtauchen.

Der Kämmerer Löfling war einer von den Vielen, welche blos ein verworrenes Bild von sich geben. Im Herzen ein Kind, ein reiner, klarer Strahl Gottes, erschien er der Welt in der verworrenen und verzerrten Gestalt eines Thoren. Er ahnte etwas Besseres, als das Gegenwärtige, aber er glaubte, es sei da, wo es nicht ist, und dies machte sein Glück aus. Sobald er aus seinem Traume erwachte, ward er unglücklich. Der gute Kämmerer erhielt niemals seinen Verstand wieder, er ward nach seinem und Hedwigs Unglücke auf immer ein Narr — ein wirklicher Narr und nicht blos ein sonderbarer

Mensch, wie er früher gewesen. Die Antiquitäten hatte er vergessen, man hörte ihn niemals wieder von den „hyperboreischen“ Stammvätern sprechen oder von Dem, was Peringsköld, Rudbeck und Björner sagen oder nicht sagen. Ein ganzes Jahr lang nach jener erschütternden Entdeckung lebte er, ohne, wie es schien, sich um irgend Etwas zu kümmern. Er fragte nicht ein einziges Mal nach seiner Tochter — er schien sich vorzustellen, daß er todt sei, ein lebloser Gegenstand, welcher an Nichts Theil zu nehmen brauchte, was die Menschen rührte. Während dieser Zeit bekam er einen Enkel und verlor bald darauf seine Tochter; sie fiel einer Brustkrankheit zum Opfer.

Man wagte nicht, ihm Eines oder das Andere mitzutheilen, sondern der Vater saß stumm, unthätig und schweigsam in seinem kleinen Zimmer, während sein Kind nur wenige Schritte davon mit dem Tode kämpfte, und als sie begraben und der schwarze, mit Wintergrün bekränzte Sarg aus dem Hause hinausgetragen ward, fragte er die alte Karin nicht ein einziges Mal, wer das sei. Er stierte blos vor sich hin, ohne sich Etwas klar zu machen.

Die alte Karin war eine rein praktische Person, die sich in alle Schicksale des Lebens fand, sobald sie nur Alles um sich herum blank und sauber und den Haushalt in gebührendem Ansehen erhalten konnte. Der kleine Knabe, Mamsell Hedwigs Kind, war ihr Theuerstes. Der guten Frau kam er niemals stark und munter ge-

nug vor, obschon die kleinen quabblichen Händchen mit Grübchen bedeckt waren und das Gesicht rund, wie das eines Posaunenengels. Natur und Glück verhinderten, daß die gute Frau ihren kleinen Liebling nicht todt fütterte, aber, die Wahrheit zu gestehen, ihre Schuld war es *nicht*, daß er die unzähligen Beweise ihrer Zuneigung glück*lich* überstand.

Es konnte etwas über ein Jahr nach Hedwigs Tode sein, als die Karin eines Morgens zu ihrem Herrn hineinkam und ihn wie gewöhnlich auf seinem Lager ruhend zu sehen erwartete, bis sie ihn ankleiden hälfe, denn „er war wie ein gutes Kind," sagte die Karin, wenn sie von dem armen Kämmerer sprach. Aber heute täuschte sie sich. Der Kämmerer stand völlig angekleidet am Fenster und sah auf die Gasse hinaus.

„Ich begreife nicht," sagte der Kämmerer, „aber mir scheint es, als wenn ich ausgezogen wäre; wann ist denn das geschehen?"

Die Karin war nahe daran, vor Schrecken umzusinken. Tausend Mal hatte der Kämmerer seine gedankenlosen Blicke auf dieser selben Gasse umherirren lassen, aber eine solche Frage hatte er noch niemals zuvor gethan. Sie waren wirklich aus dem „Taubenschlage" in ein kleines Haus in der Nähe des Eisenmarktes gezogen, wo beständig viele Menschen auf den Beinen waren.

„Allerdings sind wir ausgezogen," sagte endlich die

Alte und setzte das kleine Frühstück, welches sie mitgebracht hatte, auf den Tisch.

„Ja, ja, jetzt merke ich's," hob der Kämmerer wieder an, „richtig, ich habe ja so oft hier gesessen. — Nun, was macht Hedwig?"

„Mamsell Hedwig?"

„Nun freilich; sie ist wohl noch nicht aufgestanden?"

Die arme Karin empfand einen tödlichen Schrecken; sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Es war nämlich ganz offenbar, daß die Verstandesverwirrung des Kämmerers blos einen andern Charakter angenommen hatte, obschon einen menschlicheren und tröstlicheren als zuvor.

„Ich will mit Hedwig sprechen, wenn sie aufgestanden sein wird," sagte der Kämmerer.

Da ging der guten alten Jungfer ein Licht auf und sie antwortete: „Aber Mamsell Hedwig ist ja fortgereis't und wird lange wegbleiben."

„Sie ist fortgereis't? So, so; nun, da wird sie doch wohl wieder zu ihrem Vater kommen."

„Nein, das wird sie gewiß nicht thun," war die Antwort der alten Karin.

„Höre ein Mal an, Karin. Es war ein großer Gedanke, der mich heute früh aufweckte."

„Nun, was denn für einer, lieber Herr Kämmerer?"

„Nun, siehst Du, die Menschen sind sehr dumm; es ist ungeheuer, wie dumm, wie beschränkt und blind die Menschen sind. Ich werde," fuhr er, nachdem er

sich einige Augenblicke lang besonnen, fort, „ich werde eine Maschine bauen, die niemals stehen bleiben kann. Schau her, Karin," und er wies ihr einen mit allerhand Figuren bekritzelten Bogen Papier, „hier siehst Du eine Maschine, welche ein wahres Perpetuum mobile ist. Siehst Du, hier sind Schwerkraft und Hebel, Schraube und Federkraft mit einander vereinigt. Ich werde eine solche Maschine bauen und Du wirst sehen, daß wir noch reiche Leute werden. Du verstehst allerdings so Etwas nicht, aber ich verstehe es."

„Ach, das wäre sehr gut."

„Ja wohl ist es gut und schön, wenn wichtige Erfindungen gemacht werden. Die ganze Welt bekommt durch eine solche Kraft eine andere Gestalt — der Arbeiter kann sich hinsetzen und in der Bibel und im Psalmbuche lesen und mein Perpetuum mobile arbeiten lassen."

„I, das wäre!"

„Ja, so ist es; aber — nun höre mich an, Karin, nun muß ich auch Werkzeuge haben, um mein Perpetuum mobile selbst bauen zu können, sonst stiehlt man mir am Ende noch meine Kunst, wie es der verwünschte Faust mit Gutenberg machte. Ich muß Feilen haben und Bohrer und Eisen und die dazu gehörige Einrichtung, verstehst Du mich, wie soll ich das Alles bekommen?"

„Nun, wissen Sie, Herr Kämmerer, ich kenne einen gewandten Burschen, der Gerhard heißt."

„Wer ist denn das?"

„Nun, er ist bei dem König und gleichsam sein Gehilfe, wenn Seine königliche Majestät drechselt. Er versteht die Sache schon.“

„Aha, aha, das könnte sich machen; der wird mir das Geheimniß doch nicht stehlen?“

„O bewahre, für den stehe ich.“

Auf diese Weise glückte es der Karin, den ersten Sturm abzuhalten, und sie erhielt dadurch Zeit, sich mit Gerhard oder dem langen Manne zu berathen, an welchen der alte Baron von Dernath sie gewiesen hatte.

Gerhard hatte oft das Haus besucht, der Kämmerer hatte ihn gesehen, abschon selten, aber die alte Karin hatte den gutmüthigen Gerhard zu ihrem geheimen Minister erwählt, obschon sie niemals im Stande war, zu erfahren, wer es war, der das Haus so reichlich unterhielt, so daß sie jetzt die Gemüsehändlerinnen bei Weitem nicht mehr so unverschämt fand, wie früher. Sie errieth gleichwohl Etwas — und rieth ganz richtig, obschon sie es niemals sagte, nicht einmal zu Gerhard. Diese Hilfe war ihr so räthselhaft, daß ihr dieselbe vorkam, als flösse sie aus einem verborgenen Schatz und sie wußte wohl, daß man in solchen Fällen schweigen muß, wenn der Schatz nicht augenblicklich verschwinden soll. Daher schwieg die alte Karin.

Am Abend desselben Tages saß die alte Karin in ihrem kleinen Gemache und spielte mit dem Knaben, dem kleinen Gottesengel, wie sie ihn gewöhnlich nannte, als „Herr Gerhard“ eintrat. Er war ein junger Mann von heiterem, zuverlässigem Wesen und einem Benehmen, welches verrieth, daß er bei dem König angestellt war, das heißt, er besaß eine gewisse Anmuth oder Grazie in seinen Bewegungen und Worten.

Er war übrigens, um nach Art der alten Karin zu reden, nichts weiter als ein simpler Bauernbursche von Sigurdsnäs, welchen Baron von Dernath zu dem Amte empfohlen hatte, welches er als Adolf Friedrichs Gehilfe bei der Drechselbank bekleidete.

„Guten Abend, gute Jungfer Karin — ach seht, der kleine Knabe sieht ja recht munter aus — aber Ihr gebt ihm immer noch zu viel zu essen, das thut niemals gut.“

„Ach, lieber Gott, Ihr solltet nur sehen, Herr Gerhard, wie wenig er ißt — kaum einer von den Kanarienvögeln der Königin könnte davon leben. Aber etwas Neues kann ich Herrn Gerhard mittheilen, es steht gegenwärtig sehr schlimm hier.“

„Wie so denn um Gotteswillen?“

„Ja, so ein Unglück — denkt Euch nur, der Kämmerer ist wieder gescheidt geworden.“

„Gescheidt? Nun, Gott sei dafür gedankt!“

„Gott sei gedankt, sagt Ihr, Herr Gerhard! Aber

wie soll es werden, er weiß ja Nichts davon, daß Mamsell Hedwig todt ist und scheint sich des ganzen Unglücks gar nicht zu erinnern."

„Seiner Tochter entsinnt er sich also?"

„Ja freilich; er wollte heute durchaus mit ihr sprechen, aber es fiel mir gleich Etwas ein und ich sagte, sie wäre verreis't."

„Dann ist er wohl noch nicht richtig bei Verstande?"

„O, klug ist er immer, aber gleichwohl steht es mit dem Verstande noch nicht ganz richtig. Er hat jetzt darüber nachgegrübelt, ein Permemolium oder wie es heißt, zu bauen, eine Maschine, die von selbst geht, und seht, Herr Gerhard, das ist doch ganz gewiß ein verrückter Gedanke."

Gerhard schien lange nachzudenken; die Alte wagte nicht, ihn zu stören. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt.

„Hört, Jungfer Karin, er soll sich mit seinem Perpetuum beschäftigen — fortwährend. Es wird ihm, wie ich glaube, allerdings niemals glücken, aber er hat dann doch Etwas, was ihn für sein ganzes Leben beschäftigt, denn er muß auf diese Weise Alles versuchen, und Versuche kosten Zeit. Es ist daher sehr gut, daß er auf diesen Gedanken gekommen ist."

„Nun ja, aber wie sollen wir es mit Mamsell Hedwig machen, deren Rückkunft er doch einmal erwartet?"

Dieser Punkt führte zu vielen Berathungen, welche

damit schlossen, daß man die Ausführung derselben bis dahin verschob, wo es nöthig sein würde. Gerhard ging mittlerweile zu dem Kämmerer hinein, der sich jetzt damit beschäftigte, mit Dinte und Feder die künstliche Maschine zu zeichnen, ein Ungeheuer von Rädern und Hebeln und andern sonderbaren Vorrichtungen. Der Alte und Gerhard kamen überaus gut mit einander überein und einige Tage darauf hatte der gute Kämmerer eine kleine nette Werkstatt und war schon eben so eifrig bei der Arbeit zur Verfertigung eines Perpetuum mobile, wie früher bei dem Sammeln von Alterthümern.

Ungeachtet alles Dessen aber vergaß er doch seine Hedwig nicht. Täglich fragte er, wann sie kommen würde, und da sich dies von einer Zeit zur andern verzögerte, so ward er immer unruhiger.

„Sie könnte doch wenigstens schreiben, damit wir wissen, ob sie gesund ist oder krank, ob sie noch lebt oder gestorben ist," sagte er eines Tages, und dies war die Ursache, daß der alten Karin ein neues Licht aufging. Es dauerte nicht lange, so hatte Gerhard einen Brief in Hedwigs Namen schreiben lassen. Die Karin trug ihn nicht ohne eine gewisse Bangigkeit zu ihrem Herrn hinein.

„Ein Brief von Hedwig!" rief der alte Mann, außer sich vor Freude, und küßte das Papier; „aber Hedwig's Hand ist jetzt viel schöner als früher, ganz anders — ja, ja, das macht die Uebung."

Dieser Brief enthielt viele Versicherungen der Liebe

für den alten Vater und die Mittheilung, daß sie einen so guten Dienst bei einer so gnädigen Herrschaft hätte, daß sie gern dort bleiben wolle.

„Ja, ja, ganz gewiß muß sie das, denn hier zu Hause haben wir Nichts zu leben — ich verdiene kein Geld. Es ist ein Glück, Karin, daß Du zu sparen verstehst. Immer spare, immer spare, denn nun werden wir nicht eher Etwas einnehmen, als bis das Perpetuum mobile fertig ist. Dann aber sollen die Stände mir zwanzigtausend Thaler für die Entdeckung bezahlen und mich zum Kammerrath machen. Gott sei Dank, daß Hedwig mit ihrer Stellung zufrieden ist! Glaubst Du, daß sie es dort besser hat, als hier?"

„Ja, das ist ganz gewiß, bester Herr Kämmerer," sagte die Alte, fast in Thränen ausbrechend, „da, wo sie ist, hat sie es viel besser als hier."

„Nun, Gott sei Dank dafür, Karin; man kann dem lieben Gott niemals genug danken, wenn die Kinder gut gerathen und aus dem Elend hinaus zu einer bessern Stelle kommen. Aber es ist doch hübsch von ihr, daß sie an mich denkt. Wann geht denn die Post ab? Ich werde ihr sogleich antworten."

Der alte Mann verfaßte einen langen enggeschriebenen Brief an seine Hedwig, der ihn zwei Tage lang beschäftigte. Es wurde ihm sauer und auf diese Weise wurde selbst das eine Beschäftigung für den Unglücklichen, der seinen Verlust nicht kannte und sich in dem glückli-

chen Irrthume befand, daß er ein nothwendiges Rad in der großen Weltenuhr sei.

Für Etwas nothwendig sein, ist ein Gedanke, der dunkel dem Kinde vorschwebt, wenn es sich bemüht, seinen Eltern zu helfen, Aufträge auszurichten und an Allem Theil zu nehmen; nothwendig zu sein, schmeichelt dem erwachsenen Manne, und selbst der Greis am Rande des Grabes will nicht überflüssig sein, und wenn nicht mehr, will er doch wenigstens Der sein, dessen Segen am Wärmsten auf dem Haupte des Kindes weilt — dieser ist auch nothwendig, und der, der ihn geben kann oder will, ist ganz gewiß nicht überflüssig. Aber wenn wir uns überflüssig fühlen, gleichsam eine Last für unsere Mitmenschen, dann entfliehen wir gern einer Welt, in der wir Nichts mehr zu thun haben.

Diese Ueberzeugung, nicht unnöthig zu sein, war es, welche den Kämmerer so glücklich machte. Er war, das glaubte er wenigstens, ein wichtiges Glied in der Menschheit, denn seine Entdeckung sollte der Welt eine andere Gestalt geben.

So hatte dieser kleine Haushalt ein paar Jahre gelebt, als eines Vormittags in der ersten Hälfte des Januars ein bedeckter Schlitten vor der Thür hielt und ein ältlicher Herr, von einem jungen Frauenzimmer gefolgt, ausstieg und eintrat.

Die alte Karin, welche an ihrem Fenster sogleich den alten Herrn als denjenigen wiedererkannte, welcher

ein Mal oben im Taubenschlag war und der die ganze kleine Familie unterhielt, eilte hinaus und verneigte sich tief.

„Siehe,“ sagte der Greis mit erhöhter Stimme, um von der harthörigen Alten vernommen zu werden, während er sie freundlich auf die Schultern klopfte, „sieh, meine Tochter, hier ist die alte treue Dienerin, von der ich Dir erzählte — sie ist es, die bisher die Last allein getragen hat.“

„Ach, das ist ganz gewiß keine Last gewesen, obschon, Gott weiß es, es ein großer Kummer für mich war, als meine kleine gute selige Mamsell starb — aber ich nahm dennoch meinen Verstand zusammen — und Gott sei Dank... der gnädige Herr braucht nicht zu schreien, ich sehe es ihm am Munde an, was er sagt,“ bemerkte sie gleichsam in Parenthese.

„Gut, liebe Alte, nun laßt uns das Kind sehen.“

„Ach, lieber Gott, seien Sie doch so gütig, meine gnädige Herrschaft, hier hereinzutreten. Ich muß mich ordentlich schämen, denn der Knabe hat seine Alltagskleider an. Wenn ich nur gewußt hätte, — aber Gerhard hat mir gestern kein Wort davon gesagt.“

Unter diesen Bemerkungen hatte sie mittlerweile die Fremden eingeführt. Katharina warf den Mantel ab und sprang auf den Knaben zu, der ganz ruhig an einem Stuhle stand und mit einigen weggeworfenen Stücken von dem Perpetuum mobile seines Großvaters spielte.

„Komm her zu mir, kleiner Georg,“ sagte sie in einem Tone, der zwischen Lachen und Weinen schwankte, „komm her zu mir.“

Der Knabe blickte auf und anstatt sich zu fürchten, was, wie die alte Karin dem Baron zuflüsterte, der Fall sein sollte, lächelte das Kind, ließ seine Spielsachen fallen und reckte die Arme in die Höhe.

„Sehen Sie nur, Papa,“ rief Katharina und fühlte Mutterfreude ihr Herz durchbeben, „sehen Sie nur, er kommt zu mir, er küßt mich. Ach, lieber, lieber Kleiner, Du sollst mein, mein Georg werden, willst Du das?“

„Ja, das will ich,“ sagte der Knabe und lachte so laut, daß die weißen Zahnreihen glänzten wie Perlen. Katharina von Dernath nahm den Knaben in ihre Arme und trug ihn, obschon er ein schwerer Patron war. Eine innerliche unnennbare Freude glänzte in ihren Augen und umspielte ihre Lippen.

„Armes Kind,“ sagte sie, „Du sollst nicht mutterlos sein. Niemals, niemals werde ich Dich verlassen.“

Die alte Karin war während dieses Auftritts keineswegs eine ruhige Zuschauerin gewesen; es kam ihr vor, als wenn ein Feind in ihr Haus eingebrochen wäre und ihr theuerstes Kleinod von ihr verlangte.

„Herr Gott, Vater im Himmel!“ sagte sie und faßte die Hand des Barons, „Sie sind doch nicht etwa Willens, mir das Kind zu nehmen?“

„Liebe Karin, wenn nun aber das Glück des Kindes darauf beruht?“

„Aber was soll denn dann mit mir werden?“ schluchzte die alte Dienerin; „dieses Kind ist das Kind meiner guten seligen Mamsell; auf ihrem Sterbebette bat sie mich noch, daß ich mich wie eine Mutter ihres Kindes annehmen sollte, und das habe ich gethan, so gut als ich es verstand. Und nun soll es mir entrissen werden?“

Katharina setzte den Knaben auf seinen Spielplatz nieder, ging auf das treue Weib zu und faßte sie an beiden Händen.

„Liebe Karin,“ sagte sie, „sieh' meine Kleidung an, sie ist schwarz, ich bin Witwe; sieh' meine Augen an, sieh, ich bedarf den Knaben — er ist der Sohn meines Gemahls. Willst Du mir ihn lassen? ... Siehst Du,“ fuhr sie ruhiger fort, „was die Welt Glück nennt, geben wir ihm; er soll Gott erkennen lernen, er soll Deiner gedenken, er soll ein redlicher Mensch und mit der Zeit ein guter Bürger werden — er soll reich werden, er soll Alles haben, was ihm nützen kann.“

Die Alte blickte auf und sah, daß es unmöglich war, daß dieses engelgute Antlitz lügen könne.

„Gute gnädige Frau, ich kann Nichts dagegen thun, das Kind ist nicht mein.“

„O ja, es ist Dein, denn wer sich einer armen Waise annimmt, der hat auch ein Recht darauf. Ich

habe kein Recht auf das Kind, aber wenn Du selbst findest, daß das Glück des Knaben es verlangt…“

„Ach ja, ich kann doch nicht mehr so lange leben und wer sollte dann für ihn sorgen?“ seufzte die Karin.

„Nun, überlege Dir es, gute Frau; zum Sommer kommen wir wieder, Gerhard wird Dir es sagen. Gewöhne Dich immer an den Gedanken.“

Der alte Baron hatte als stillschweigender, ernster Zeuge dieses edelmüthigen Wettstreites dagesessen.

„Wie steht es denn mit meinem Freunde, dem Kämmerer?“ fragte er endlich.

„Nun, Gott sei Dank, ziemlich gut; er arbeitet fortwährend an seinem Permemolium.“

„Kann ich vielleicht den armen alten Mann zu sehen bekommen?“ fragte die junge Dame.

„Ich will fragen,“ lautete die Antwort, und die Karin verließ die Fremden.

„Es ist ein junges Frauenzimmer unten, welches mit dem Herrn Kämmerer sprechen will.“

„Ein Frauenzimmer? Es ist doch nicht etwa ein verkleideter Mann?“

„O bewahre, weshalb denn das?“

„Nun siehst Du, das Gerücht von meiner Entdeckung hat sich verbreitet; man spionirt, um den Mechanismus zu erforschen, ich merke, daß man mich ausspioniren will. Es ist ganz entsetzlich, wie alle Menschen, die vorbeigehen, hier heraufgucken — ich sehe es ihnen

an, daß sie gern herein wollen, um mein Perpetuum mobile zu sehen. Will sie hierher kommen?“

„Ja, sie will gewiß mit dem Herrn Kämmerer über das Permemolium sprechen.“

„Ja, sprechen kann sie darüber, ich spreche selbst gern darüber, aber sieh, das Geheimniß selbst ist mein, die innere Triebkraft, die so ungeheuer ist, daß man ... wie viel glaubst Du wohl, damit heben kann? Einhundert und zweiundsiebzigtausend Schiffspfund, die kann ein Kind damit heben.“

„Soll sie kommen?“

„Ja wohl, gleich, gleich,“ anwortete der Kämmerer und steckte eine Menge Räder und Gewichte, die vor ihm lagen, in einen Schrank. „So, nun kann sie kommen, nun bin ich fertig.“

Einige Augenblicke darauf war die junge Freiherrin da.

Der Kämmerer hatte den Schrank sorgfältig verschlossen, aber um noch größerer Sicherheit wegen stellte er sich vor die Thür.

„Sie arbeiten ja recht fleißig, Herr Kämmerer,“ sagte Katharina freundlich und nahm eine der vielen Maschinentheile in die Hand, welche ungeachtet seines Wegräumens noch dalagen.

„Verzeihen Sie — o verzeihen Sie, diese Theile da gehören nicht zu meiner wichtigsten Erfindung,“ bemerkte er, „sondern zur Maschinerie an einem Spinnrocken, die durch das Spinnen in Bewegung gesetzt wird. Ich ge-

denke Hedwig damit ein Geschenk zu machen, wenn sie einmal wieder nach Hause kommt."

„Nach Hause?" sagte Katharina, welche nicht wußte, wie man den armen Vater hinter's Licht geführt hatte.

„Ja, nach Hause; ich bekomme jede Woche einen Brief von ihr. Sie ist so glücklich, wo sie ist, der Herr ist wie ein Vater gegen sie und die Kinder wie Geschwister. Sie schreibt, daß sie ganz dort bleiben will, aber Ein Mal werde ich sie doch wiedersehen."

„Ja, davon können Sie überzeugt sein."

„Ja, denn sehen Sie, wenn sie nicht zu mir kommen kann, so ist doch weiter Nichts dabei, als daß ich dann zu ihr reisen muß."

„Ja wohl, so ist es, bester Herr Kämmerer."

„Aber so lange ich mit meinem Kunstwerke noch nicht fertig bin, kann ich nicht von der Stelle. Ihr Aussehen gefällt mir so wohl, meine Beste, daß ich Ihnen den Spinnrocken beschreiben will."

Nun begann er eine lange Demonstration. Die Freude glänzte auf seinem Antlitz und er sprach mit einer so überzeugenden Wärme, daß Katharina sich dafür interessirte.

„Ich werde später ein Mal wiederkommen," sagte sie, „bin ich willkommen?"

„Ei, ganz gewiß, meine Beste, ganz gewiß, Sie können bei mir thun, als ob Sie zu Hause wären."

Neugierde hatte Katharinen hierher geführt. Als sie

ging, empfand sie in ihrem Herzen Liebe, ja Verehrung ür den guten Narren, welcher für die Aufklärung der Welt arbeitete. Ach, würde Niemand Diejenigen lieben, welche für die Erleuchtung der Welt und die Freiheit der Welt arbeiten und wachen; würde Niemand die Thorheit verehren, das Wärmste, was das Herz empfindet, das Schönste, was der Verstand weiß, auszusprechen — wer tröstete dann die großen Thoren, die mit ihren großen Erfindungen die Klugen, die Verständigen und Weisen beunruhigen, welche überall Unmöglichkeiten sehen und Alles für unpraktisch erklären, was sich nicht sogleich mit Händen greifen läßt? Wenn wir einen Blick hinter und um uns werfen, so sind es Phantasten und Thoren der jedesmaligen Zeit, die unpraktischen Menschen, welche dem Rade der Bildung seine Richtung gegeben haben, so daß die Verständigen weiter nichts zu thun haben, als sich hinten auf den Wagen zu stellen und zu versichern, daß es auf der Welt nichts Einfacheres geben kann als — Fahren.

„Du hast nun Deinen Knaben gesehen,“ sagte der alte Baron, „da hast Du einen Trost und wir Beide, wie ich hoffe, einen Ersatz für das, was Du verloren hast. Du wirst eine gute Mutter werden und wenn einmal der Parteisturm schweigt und vielleicht eine kräftigere Hand, als Adolf Friedrichs, ihn zügelt, dann kann die Sache sich anders gestalten.“

„Mein Vater, ich habe nun neue Pflichten.“

„Liebes Kind, das ist gut und schön von Dir gedacht. Ja, ich weiß, daß die Frauen zu jeder Aufopferung fähig sind, aber eine solche brauchst Du nicht zu bringen — es ist nicht nöthig.“

„Aber das gehört der Zukunft an, es scheint nicht, als ob diese Veränderungen so bald vor sich gehen sollten, und daher, mein Vater, habe ich beschlossen, Nichts zu hoffen, um Nichts entbehren zu müssen — ich bin nun glücklich, denn ich habe einen Gegenstand und einen Zweck für meine Thätigkeit. Ach, mein Vater, nun bin ich wirklich glücklich.“

„Bist Du das, meine Tochter? Wirklich glücklich?“

„Ja, warum nicht? Warum zweifeln Sie so? Sie, mein Vater, haben sich eine eigene Theorie über mein Glück gemacht. Ich,“ fuhr sie lächelnd fort, „bin auf meine Art glücklich, und da, wie Sie wissen, viel geschehen muß, ehe Wernerhjelm einmal wiederkommen kann, wenn er es überhaupt jemals kann, so betrachte ich ihn als todt, liebe ihn als einen Todten — ist das nicht genug?“

„Geliebte Tochter!“ seufzte der Baron.

Aber ungeachtet der Vorstellung des Alten schien Katharina von diesem Augenblicke an ruhiger und heiterer zu werden, als sie vorher war, denn sie hatte nun ein Ziel.

Im nächstfolgenden Frühling, als die Birken wieder zu grünen anfingen, hatte sich eine ganz eigenthümliche Unruhe des alten Kämmerers bemächtigt. Er vergaß oft sein Perpetuum mobile, welches er schon der Vollkommenheit so nahe gebracht hatte, daß es eine halbe Stunde lang ging. Er war daher seinen Gedanken nach nicht mehr weit vom Ziele entfernt, aber es war ein anderer Gedanke in ihm aufgestiegen.

Er hatte nämlich seinen alten mit Seehundsfell beschlagenen Koffer hereintragen lassen und packte nun jeden Tag ein und aus. Beständig gab es Etwas, das er vergessen, beständig Etwas, was nicht richtig lag. Er bürstete hundert Mal seine alten fadenscheinigen Kleider, legte seine Halstücher in neue Falten und paßte seinen Stoßdegen diagonal in den Koffer, denn anders ging er nicht hinein, obschon der Koffer durchaus kein Zwerg unter den Koffern zu nennen war. Mit Einem Worte: er wollte zu seiner Hedwig reisen, sie in ihrer neuen Heimath besuchen und sehen, wie es ihr ginge.

„Höre, Karin, ich sehne mich nach dem Frühling," sagte der Kämmerer oft zu der treuen Dienerin; „es will mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen. Weißt Du, wenn die Aurikeln blühen, dann ist es Frühling, und dann will ich ausruhen und eine kleine Reise machen, an die ich schon seit langer Zeit gedacht habe. Es wird sehr angenehm für mich sein, wenn ich einmal hinauskomme in die frische Luft."

Die Unruhe des guten Kämmerers blieb immer dieselbe, ja, sie vermehrte sich mit jedem Tage, je näher der Frühling heranrückte.

„Hast Du noch keine Aurikeln gesehen? Fangen sie noch nicht an, zu blühen?“ fragte er oft. — „Weißt Du, Karin, mir ist es, als ob die Aurikeln und die Anemonen und die kleinen Schwalben, die unter dem Dache zwitschern, gleichsam alle zu mir sagten: Komm, alter Löfling, komm, Du mußt heraus und Dich erquicken.“

Eines Morgens, als die Frühlingssonne recht heiter und freundlich durch die Jalousieen in das Gemach des Alten blickte, trat die Karin mit ein paar Aurikeln in einem Wasserglase zu ihm ein. Sie betrachtete dies als das einzige Mittel, die Unruhe ihres Herrn zu beschwichtigen.

„Ah, sieh' da, Aurikeln!“ sagte der Alte und lächelte; „sieh da, nun ist es Frühling. Weißt Du, ich habe ein paar Stunden dagelegen und gehorcht, und es ist mir gerade, als ob die Schwalben draußen unter dem Dache sängen, aber das Fahren und Lärmen auf der Straße macht es Einem unmöglich, etwas Ordentliches zu hören. Sieh doch einmal nach, Karin, mach' das Fenster auf und sieh' nach, ob meine Schwalben wirklich da sind?“

Die Karin gehorchte und steckte ihr runzliges Gesicht zum Fenster hinaus. Die gute Alte sah in ihrer weißen Leinwandhaube ziemlich drollig aus und mehrere junge Herren lachten über die alte Jungfer in der wei-

ßen Haube — Keiner von ihnen dachte daran, daß sie herausschaute, um zu sehen, ob die Schwalben gekommen wären, ob es auch in den engen, stinkenden Gassen Stockholms Frühling würde.

„Ja, Herr Kämmerer, sie sind da; da sitzt eine in demselben Neste und eine zweite gerade gegenüber auf dem Sattlerschilde und zwitschert.“

Der alte Mann setzte sich in seinem Bette auf, legte ein Buch auf seine Kniee und stellte das Glas mit den Aurikeln darauf; seine Augen erglänzten von innerlicher Freude.

„Ziehe die Jalousieen auf — so ist's recht. Laß Gottes Sonne hereinscheinen, lehne das Fenster ein wenig an, damit ich die Schwalben hören kann. Nein, höre, höre nur, Karin! Höre nur! Sind das wirklich Schwalben? So wunderbar singen sie — hm, 'st!“

Der Alte lauschte.

„Hörst Du nichts? Die Schwalben singen, es klingt wie Harfenklang, wie herrlicher Harfenklang und als ob silberne Kinderstimmen dazu sängen. . . . Ach! die lieben Schwalben! Jetzt sind sie wieder still,“ sagte der Kämmerer, nachdem er eine Stunde lang aufmerksam zugehört. — „Nun werde ich reisen, liebe Karin, nun will ich zu Hedwig reisen; sie hat es ja so gut, wo sie ist.“

„Ja, Herr Kämmerer, gut hat sie es gewiß.“

„Und sie wird es wohl nicht übel nehmen, wenn ihr

alter Vater auch hinkommt. Glaubst Du, daß dort auch noch Platz für mich ist?"

„Ja, der ist ganz gewiß da," sagte die Karin, nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Nun, das ist gut. Siehst Du, es ist nicht mehr hübsch hier und ich habe schon oft daran gedacht, ganz bei Hedwig zu bleiben, so daß Gott weiß, ob ich jemals wieder nach Stockholm kommen werde. Ich kann ja über mein Perpetuum mobile auch dort nachdenken, es hindert mich ja nichts daran — vielleicht habe ich dort mehr Ruhe als hier."

Der Kämmerer, der, je näher der Frühling kam, immer schwächer zu werden schien, saß auf seinem Lager — es schien, als ob er weder Kraft noch Lust hätte, aufzustehen.

Es war nicht Krankheit, sondern nur ein Ermattungszustand, ein solcher, welcher zuletzt das Ende herbeiführen muß, wenn der Engel des Todes mit leiser Hand ein Band nach dem andern lös't, bis endlich kein Band mehr übrig ist. Aber die Gedanken des alten Kämmerers waren desto lebendiger. Nach einigen Minuten schlug er die Augen auf und betrachtete die Karin mit fragenden Blicken.

„Was will denn der Herr Kämmerer?" fragte die Alte, welche wegen ihrer vielfachen Beschäftigung auch in Hinsicht auf ihre Taubheit Zweierlei gelernt hatte, nämlich

die Augensprache zu lesen und an der Bewegung der Lippen abzunehmen, was Jemand sagte.

„Nun, Karin, ich sitze da und denke darüber nach, ob auch Alles zu meiner Reise fertig ist. Ist mein Koffer ordentlich gepackt?“

„Ja, Herr Kämmerer.“

„Nun, das ist gut. Ist der Degen auch mit darin?“

„Ja, lieber Herr Kämmerer.“

„So. Nun, dann bedarf es ja gar nichts weiter mehr, als daß ich mich aufmache. Aber, Karin, vorher sagt mir noch, ob ich vielleicht noch Jemandem etwas schuldig bin.“

„Nein, lieber Herr Kämmerer, Niemandem.“

„So, so; aber weißt Du, liebe Karin, nicht vielleicht irgend Jemanden, der böse auf mich ist, dem ich Unrecht gethan habe? Denn wenn dies der Fall wäre, so müßte ich es ihm abbitten und ihn wieder gut machen — hm, weißt Du Jemanden?“

„Nein, das weiß Gott, es giebt keinen Menschen, der auf den Herrn Kämmerer böse wäre, und eben so wenig Jemanden, der von ihm Unrecht erlitten hätte.“

„So, so; nun, das wäre schön, denn siehe, ich muß alle meine Angelegenheiten in Ordnung bringen, ehe ich abreise. Es wäre eine Schande für mich, wenn Hedwig mich nach Diesem und Jenem fragte, und ich könnte ihr nicht Auskunft geben, und Du weißt, daß sie in allen

Dingen so gewissenhaft war, daß sie meine Nachlässigkeit nicht begreifen würde.“

„Sie wird Ihnen ganz gewiß keinen Vorwurf machen, Herr Kämmerer.“

„Höre, Karin, es ist also Alles in Ordnung? Habe ich auch meine alte Uhr da — meine Bibel?“

„Ja wohl.“

„Also Du weißt gewiß, Karin, daß Nichts fehlt?“

„Nein, gewiß Nichts.“

„Meine Bibel, die habe ich, das Psalmbuch auch und — glaubst Du? — daß ich auch mein altes Herz noch habe? — dasselbe meine ich, als ich noch ein Kind war?“

„Ja, das hat der Herr Kämmerer gewiß noch.“

Der Greis lächelte. — „So, so,“ sagte er; — „also Du glaubst das? Nun, das ist ja recht schön, Karin. Ich habe immer darauf gedacht, das Alte zu behalten — das, was man erprobt hat, das ist sicher. Mit der Uhr ist es auch so. Nun,“ hob er nach einiger Zeit wieder an, „Du wirst Dich doch auf Alles besinnen, denn ich fange an, etwas vergeßlich zu werden. Höre nun wieder auf die Schwalben; mache das Fenster ein wenig weiter auf. So, so — es wird so kühl und schön — höre nur, wie die lieben Schwalben singen. Ich will ihnen nun in Ruhe zuhören — und noch ein wenig ausruhen, bevor ich aufstehe und abreise. Geh nun wieder hinunter, liebe Karin.“

Die Alte ging und schüttelte den Kopf, denn so munter und gleichzeitig so sanft hatte sie ihren guten Kämmerer niemals gesehen.

„Nun singet, ihr Schwälbchen, und erzählt mir, daß es Frühling ist," flüsterte der Greis, als er allein war, und legte sich auf das Kissen nieder. Und die Schwalben sangen, die eine im Neste, die andere auf dem goldenen Schilde gegenüber, aber in den Ohren des Greises klang es wie ferne Harfentöne und wie der Gesang von tausend harmonischen Kinderstimmen.

Als die Karin nach einer Stunde wieder heraufkam, um nach ihrem Wirthe zu sehen, schlummerte er still. Das Wasserglas mit den Aurikeln darin stand ruhig und ohne zu zittern auf seiner Brust — diese war auch still, das treue kindliche Herz in ihr rührte sich nicht mehr — ein sanftes, seliges Lächeln hatte sich um den Mund des Todten gelagert. Er hatte seinen Wunsch erreicht, — er war zu seiner Hedwig gereis't, als die Aurikeln blühten und der Frühlingsgesang der Schwalben in der Luft tönte.

Acht Tage darauf trug man einen Sarg mit zwei kreuzweis gelegten Aurikeln darauf aus dem Hause. Nur wenige Personen gingen hinterdrein und der Zug schritt schweigend fort, und machte an einem tiefen Grabe Halt. An der einen Seite ragte die Wand eines Sarges aus der Erde hervor und eine noch unverwes'te Epheuranke bewies, daß es Hedwig war, welche daneben lag.

Einige Wochen darauf hielt wieder der Wagen der guten Herrschaft vor der Thür und der alte Baron Siegfried trat in Begleitung Katharinens bei der alten Karin ein, welche ganz ruhig bei ihrer Arbeit saß, während der kleine Georg sang und lärmte, als wenn er sich in einer Einöde wollte bemerkbar machen.

„Ach, lieber Gott, da kommen ja die lieben Herrschaften," rief die Karin und sprang auf. „Und der gute Kämmerer ist zu seiner Hedwig gegangen — der Wille des Herrn geschehe."

Katharina von Dernath schien Etwas von ihrer frühern Munterkeit wiedergewonnen zu haben, obschon jetzt fortwährend ein schwermüthiger Zug in ihren Blicken sich zeigte. Viel trug zu dieser glücklichen Veränderung der Umstand bei, daß sie auf dem Lande wohnte, wo die Birken natürlich wuchsen, und daß sie ihren alten Vater wiedersah, obschon sie jetzt seine Art und Weise nicht so fehlerfrei fand wie früher, denn sie hatte sich während ihres Hoflebens andere Gewohnheiten und andere Ansichten zugeeignet. Auf Katharinens Wangen blühten wieder die Rosen.

„Nun, meine gnädigen Herrschaften," sagte die Karin, „Sie wollen doch gewiß Nichts weiter, als mir den kleinen Georg nehmen."

„Nein, liebe Karin, gewiß nicht."

„Nun, Gott sei Dank! ich soll also den guten Jungen bei mir behalten?"

„Nein, Karin, sondern Ihr alle Beide, der Knabe sowohl als Du, sollt uns nach Sigurdsnäs folgen. Willst Du nicht?“

„Ach, lieber Gott, das will ich herzlich gern,“ sagte die Alte laut, setzte aber leise hinzu: „Das war auch das Beste für sie, denn die versteht nicht, wie ein Kind erzogen werden muß, sie ist ja selbst noch ein Kind.“

Katharina setzte sich nieder, um mit dem Knaben zu spielen, und zeigte ihm das bunte Treiben der Menschen auf der Gasse. Die Karin stand daneben.

„Sehen Sie, gnädige Frau,“ sagte die Karin und zeigte auf einen schwarzbraunen Knaben, der in Lumpen gekleidet an einer Straßenecke stand und bettelte, während seine dunkeln Augen wie eine lodernde Flamme unter den schwarzen Brauen hervorblickten. „Sehen Sie, gnädige Frau, der Knabe, der dort steht, ist der Sohn des armen Zigeuners, der in dem Gefängnisse des Rathhauses zu Tode gefoltert ward.“

Katharinens Wangen erbleichten. „Wer? Wer?“ sagte sie leise.

„Nun, lieber Gott, es ist der Sohn des Zigeuners Oßman, der dem jungen Baron forthalf, welcher mit in die Geschichte des Grafen Brahe verwickelt war, wie Ihr vielleicht wißt.“

„Oßman? Gerechter Gott!“

„Liebes Kind, beruhige Dich,“ sagte Baron Dernath, „und Du, alte Karin, bist auch recht unverständig.“

„Ach, lieber Gott, was weiß ich, ich meinte nur, es wäre Schade um den Knaben und die gnädige Frau möchte ihm Etwas schenken.“

„Er ist also todt? — Ach, mein Vater, wo soll ich vor mir selbst hinfliehen!“ schluchzte Katharina und lehnte sich an die Brust des alten Barons.

„Ja, er ist ganz gewiß todt,“ sagte die Karin, „er starb an den Folgen der Tortur — es ist wirklich Schade um den Knaben.“

Katharina saß lange an die Brust ihres Vaters gelehnt und als sie wieder hinausblickte, um den Knaben zu suchen, war er verschwunden.

„Wir wollen den Knaben aufsuchen und ihm vergelten, was sein Vater für Dich gethan,“ tröstete der Baron.

Aber alle Nachforschungen waren fruchtlos, denn das Zigeunervolk durchzog damals wechselsweise Schweden, Norwegen und die Grenzen von Rußland. Es war ein Universalvolk, welches keine Ordnung irgend einer Art anerkannte.

XI.

In Sigurdsnäs.

Die Familie in Sigurdsnäs bestand jetzt aus dem alten Baron Siegfried, seiner Tochter Mariane, der Witwe seines Sohnes und dem kleinen Georg, der noch keinen Zunamen bekommen hatte.

Die alte Karin hatte da draußen auf dem Lande etwas ganz Anderes erwartet. Sie hatte geglaubt, der kleine Georg würde aufgezogen werden, wie ein Prinz, das hieß nach ihren Gedanken, er würde den ganzen Tag im Zimmer sitzen müssen und mit Zuckerbrot und Mandelgebäck gefüttert werden.

Der alte Baron und eben so auch Katharina hatten eine ganz andere Ansicht. Der kleine Georg sprang den ganzen Tag im Garten und im Parke umher und die gute Frau sah ihn fast nur des Morgens und des Abends. Das arme Kind ward, wie sie behauptete, geradezu ver=

dorben — es magerte ab und ward von der Sonne verbrannt, aber obgleich der Knabe nicht wie ein Prinz aufgezogen ward, so befand er sich doch wohl wie ein Prinz.

Georg's treuer Begleiter war Björkman, derselbe, der einige Jahre vorher so außerordentlich eingenommen für „Aliquitäten“ war und als des alten Löflings Beschützer auftrat. Jetzt war ihm das Amt zugetheilt worden, den kleinen Herrn zu begleiten, und da es eine ziemlich bequeme Arbeit war, auf dem grünen Rasen spazieren zu gehen, so erfüllte der dicke Björkman seine Funktion mit Geduld, besonders wenn er von Bello, einem ungeheuer großen und sehr kinderfreundlichen Hunde, unterstützt ward, welcher Georg sich belustigen ließ und an seinen Spielen Theil nahm, allerdings etwas tölpisch, aber gleichwohl so herzensfreundlich, daß selbst Georg es nicht übel nahm, wenn Bello ihn manchmal kratzte oder etwas fühlbar mit dem großen Schwanze um sich schlug. Aber sobald als die Karin das Kind sah, besichtigte sie allemal die Hände und das Gesicht ihres Lieblings und fand immer etwas zu bemerken — Sonnenflecken, Sommersprossen, Mahle oder dergleichen — und murmelte dann allemal: Da sieht man, wie es mit dem Kinde geht; man richtet es ordentlich zu Grunde und läßt den armen Knaben von diesem nichtswürdigen Hundevieh noch zu Tode kratzen.

Die Klagen der alten Karin waren eine ununterbrochene Dissonanz mit den Erziehungsideen der Herr=

schaft und sie glich wirklich einem alten Orgelwerk, wo die Register hängen bleiben und die vox humana einen Ton angiebt, während das Prinzipal einen andern hören läßt.

Von Wernerhjelm hörten sie lange nichts wieder. Er war, nach den letzten Berichten, nach den englischen Kolonien in Nordamerika abgereis't, um sich dort in dem noch nicht ganz ausgestorbenen Neuen Schweden niederzulassen, oder wenn dieses nicht mehr existirte, in jenem großen Lande, welches schon damals nur noch lose mit dem alten Europa zusammenhing und welches wenigstens nicht von denselben Vorurtheilen gedrückt ward, wenngleich von noch strengeren Gesetzen.

Diese Mittheilung erhielt der alte Baron bald nach Wernerhjelm's Flucht und fand, daß derselbe daran ganz recht gethan, denn die schwedische Regierung hatte in ganz Europa ihre Emissaire, um sich an ihren Widersachern zu rächen — den „Hochverräthern, welche Schwedens Freiheit stürzen wollten."

Es gab ganz gewiß Niemanden im ganzen Reichsrathe, der die bürgerliche Freiheit so warm liebte, wie Friedrich Wernerhjelm, obgleich er dem König die Macht zu geben wünschte, die Parteien zu unterdrücken, weil er dies für das Einzige ansah, was dem schwedischen Charakter zusagte, der unverbrüchlichen Liebe des Volkes zum Throne, so wie jenem alten Bauernstande, der sich stets um seinen König schaarte, aber nicht vor ihm kroch, son=

dern offen und oft scharf seine Meinung aussprach und niemals duldete, daß man ihn verhöhnte. Dieser Gedanke war es, der ihn zu einem Manne des Thrones machte, und derselbe Gedanke war es, der ihn jetzt aus dem durchlauchtigen und unterthänigen Europa hinaustrieb.

Der alte Baron Siegfried von Dernath hatte bis in seine späteren Jahre seine ganze Kraft bewahrt, aber es waren auf einmal so viel Unglücksfälle über ihn hereingebrochen, daß er seine ganze Charakterstärke aufbieten mußte, um nicht ganz zu Boden gebeugt zu werden. Es war dies eine übermäßige Anstrengung, und als er später in Ruhe kam, als er seine ganze Welt in Sigurdsnäs um sich hatte, da fiel er aus diesem überspannten Zustande heraus, der ihn seither aufrecht gehalten, und die Kräfte sowohl des Körpers als der Seele erschlafften allmählig.

Mariane hatte sich nach jenem Hochzeitsabend sehr verändert; sie war nicht mehr so schmeichelnd wie zuvor, aber ein gewisser Grad von Herzlichkeit schien immer noch nicht hervorzutreten.

Ihre ganze Umgebung so wie der Umstand, daß sie von der Sphäre der Intrigue ausgeschlossen war, daß ihr Vater mit strengen Blicken jeden Versuch bestrafte, andere Wege zu gehen als den geraden — alles Dies trug dazu bei, wenigstens der äußern Erscheinung nach ihr Benehmen zu ändern. In wie weit auch ihr Herz an dieser Veränderung Theil hatte, das weiß nur Gott.

Der alte Baron arbeitete jetzt nur an Einer Sache. Es ging langsam damit, aber sie glückte.

Es war im zweiten Jahre, seitdem die Familie sich wieder in Sigurdsnäs befand, als eines Abends die Post anlangte. Der Baron saß wie gewöhnlich in seinem großen Lehnstuhl, und Katharina und Mariane saßen ihm zur Seite, die eine laut vorlesend und die andere mit Näherei beschäftigt. Georg spielte in einer Ecke des Zimmers mit Bello, welchen er lehrte, sich ein Stück Brot auf die Nase legen zu lassen und es nicht eher zu fressen, als bis es ihm erlaubt ward. Jetzt trat Björkman ein und überreichte auf silbernem Teller einen großen mit Wachs besiegelten Brief. Der Baron wechselte die Farbe, schien aber gleichwohl aus seiner gewöhnlichen Ermattung zu erwachen.

„Kinder,“ sagte er, als er den Brief durchlaufen hatte, „Kinder, eine große, eine fröhliche Nachricht.“

„Was denn, mein Vater?“ riefen beide.

„Georg, komm her, komm her, Georg!“ rief der Greis, und der Knabe kam gesprungen, sobald er sein „eins, zwei, drei“ gezählt und Bello den Bissen verschlungen hatte.

„So komm doch, kleiner Georg!“ rief der Greis ungeduldig, und als der Knabe kam, hob er ihn auf das Knie, sah ihm freundlich in die Augen, küßte ihn auf die Stirn und sagte:

„Gott segne Dich, mein Kind, Gott segne Dich, Georg von Dernath, Erbe von Sigurdsnäs. Kind, Du bist nun ein Baron Dernath."

„Aber deswegen darf ich doch wohl mit Bello spielen?" fragte der Knabe, der nichts von Allem begriff, als daß er anders genannt ward als seither.

„Ja, Kind, das darfst Du, aber hier ist die Urkunde, welche mir gestattet, Dich zu adoptiren. Du bist adoptirt als ein ehelicher Baron von Dernath."

„Ach Du kannst glauben, Großvater, er nimmt das Brot ganz fest, wirft es in die Höhe und schnapp! hat er es, wenn ich bis zehn gezählt habe."

„Sehr schön, sehr schön."

„Ja, und auch apportiren kann er, — das hat ihn Björkman gelehrt. Bello ist sehr klug, oder ist er nicht klug, Großvater — oder Mama oder Tante — ist er nicht recht klug? Er kann auch aufwarten. Komm, Bello!"

Die große Neuigkeit, welche auf das Kind gar nicht wirkte, war für Katharina und Marianen desto wichtiger. Auch Katharina freute sich und küßte den Knaben, aber Mariane dagegen lächelte bitter und arglistig und betrachtete den Knaben mit Blicken, welche Feuer sprühten, während sie ihrem kleinen Neffen in gewählten und schönen Worten Glück wünschte.

Der alte Baron ward aufmerksam; er heftete wie zuvor seine ernsten Augen auf Marianen, so daß diese

fühlte, daß der Vater ungeachtet ihrer Worte sie ganz richtig durchschaut hatte.

„Heuchle nicht, Mariane," sagte er ernst, „heuchle nicht; ich weiß im Voraus, was Du zu dieser Sache denkst. Du glaubst, daß ich eine Ungerechtigkeit begehen will, aber, liebe Mariane, davon bin ich weit entfernt."

„Ich bin zufrieden mit dem, was mein guter Vater thut," entgegnete Mariane.

„Bist Du das? Es kann sein, aber damit bin ich nicht zufrieden, ich will selbst zufrieden sein mit dem, was ich thue. Deshalb, liebe Mariane, fällt dem Knaben blos das Fideicommiß zu, aber die zerstreuten Grundstücke, die ich noch dazu gekauft habe und die Hälfte des Mobiliars werde ich durch mein Testament Dir vermachen. Da weiß ich, daß Dir Dein Recht geschieht, Kind! Wenn ich den Knaben nicht adoptirt hätte, so wäre das Fideicommiß verkauft worden und weitläufige Verwandte in Deutschland hätten sich in den Raub getheilt und Du hättest nicht um einen Pfennig mehr bekommen."

Mariane ergriff ihres Vaters Hand und küßte sie. Alles war wieder gut und Georg hatte seine ganze Baronie und sein Fideicommiß vergessen, weil Bello jetzt bewies, daß er hinter einem Stuhl stehen und, wie Georg es nannte, „aufwarten" konnte, das heißt, den auf dem Stuhle Sitzenden an den Schultern kratzen und wenn dies

noch nicht genug schien, um die Aufmerksamkeit zu erwecken, seinen großen dicken Kopf vorstrecken, um durch einen Stoß mit der Schnauze daran zu erinnern, daß er da war.

Man kann Leute aus einer unendlichen Menge von Ursachen respektiren; man kann einen Charakter lieben und verehren, ohne der Person in der allerunwichtigsten Angelegenheit zu vertrauen, weil man sich überzeugt hält, daß sie sie vergessen oder verpfuschen wird. Man kann eines Menschen Verstand bewundern, aber deshalb ihm nicht zutrauen, eine einzige Bittschrift in Bezug auf eine Erbschaftsrechtsertheilung abzufassen, und dagegen kann man Jemandes Grundsätze und Herz verabscheuen und in Geschäftsangelegenheiten sich doch auf ihn verlassen.

Dieses Letztere war der Fall mit dem Baron Siegfried von Dernath und dem Bürgermeister Rehnhorn. Der Baron verabscheute und fürchtete diesen seinen frühern Parteigenossen; er entsetzte sich vor diesem harten, ausgebrannten und doch von Rachsucht glühenden Herzen, das er hinter seiner dichtgefältelten Brustkrause zu tragen schien. Aber ungeachtet alles dieses Abscheu's wußte er doch keinen Bessern, an den er sich hätte wenden können, um Marianens Zukunft sicher zu stellen, denn der Bür-

germeister war ein geschickter Jurist, mit allen Spezialitäten der Gesetzgebung vertraut, und ein tüchtiger Geschäftsmann, was er dadurch bewies, daß er gewann, in den wechselnden Zeiten fortwährend gewann und nicht wie so viele Andere, abwechselnd gewann und verlor.

Im Einverständniß mit dem Bürgermeister ernannte er daher denselben zum Vormund für Marianen, dagegen aber Katharinen, welche als Witwe mündig war, zur alleinigen Vormünderin für Georg von Dernath und machte sie verantwortlich für dessen Erbtheil, das Fideicommiß Sigurdsnäs nebst Zubehör. Dieses Testament ward in legaler Form aufgesetzt und versiegelt dem Hofgericht übergeben, um daselbst bis zum Tode des Testators aufbewahrt zu werden.

Der alte Baron glaubte daher gleichzeitig gut und recht gehandelt zu haben, was nicht gerade sehr oft geschieht, wenn der Mensch nämlich seine Handlungen prüft. Das Rechte ist nicht immer das Klügste und das Kluge oft nicht so ganz recht. Inzwischen liegt das in einem ganz gewöhnlichen Irrthum über Mittel und Zweck, denn das Rechteste ist auch immer das Klügste, nämlich vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, welcher die Klugheit zu etwas Höherem macht, als zu einem blosen Mittel, materielle Vortheile zu erlangen.

XII.

Seelenverwandtschaft.

Ein Jahr war in Ruhe und Stille verflossen. Marianens Freundschaft für Katharinen hatte angefangen, sich wieder in ihrem frühern Glanze zu zeigen und Katharina ergriff gern jede dargebotene Gelegenheit, um eine Versöhnung einzugehen, die sie schon längst gewünscht, eine wirkliche Freundschaft anstatt der erheuchelten.

Der alte Baron war mittlerweile in geistiger und körperlicher Hinsicht immer schwächer geworden und beschäftigte sich jetzt fast nur noch damit, daß er mit Katharinen oder Marianen, die einander hierin fortwährend ablös'ten, eine Partie Tricktrack spielte.

Gegenwärtig ging sein Geist unaufhaltsam seinem Ziele entgegen. Den Kern sah man nicht mehr, sondern nur noch die Schaale eines früher so kraftvollen Menschen saß in einem Schaukelstuhle und warf die Karten auf den

Tisch, ohne sich weiter darüber zu freuen, sondern blos um die letzten langsamen Stunden hinzubringen.

Kaum anderthalb Jahr nach dem Datum des Testamentes waren die Zimmer in Sigurdsnäs schwarz behangen; der kleine Georg hatte seine erste schwarze Kleidung bekommen mit Manschetten an den Händen und kam sich über alle Maßen geputzt vor, und Katharina und Mariane saßen weinend in dem Lieblingszimmer des alten Barons, der Bibliothek. Der alte Herr war todt und ringsum in der ganzen Nachbarschaft in allen Hütten seufzte das Volk: Das war ein guter Herr — Gott weiß, wie wir es nun bekommen, obschon die junge gnädige Frau auch gut und freundlich ist.

Es war ungefähr einen Monat nach dem Begräbniß. Mariane hatte während dieses Monats einen fleißigen Briefwechsel geführt und war mit jedem Tage verschlossener gegen Katharinen und unfreundlicher gegen Georg geworden. An einem schönen Tage theilte sie Katharinen mit, daß sie eine Reise machen würde. Es wäre nur ein Einfall und Katharina würde ihr wohl erlauben, dieser Grille zu folgen.

„Wo willst Du hinreisen, Mariane?“ fragte Katharina und betrachtete das bleiche lachende Gesicht ihrer Schwägerin mit Mißtrauen.

„Blos nach der nächsten Stadt. Die Freiherrin von K. und die Gräfin von M., meine alten Bekannten von Stockholm, haben sich dort getroffen und bitten mich

sehr, auch hinzukommen. Ich glaube, Du traust mir nicht, gute Katharina; Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe und verehre, aber siehe, hier in Sigurdsnäs ist es im Herbst doch auch gar so langweilig."

„Liebe Mariane, reise, wann Du Lust hast, ich kann und will Dir es nicht verbieten, und," setzte sie hinzu, als ob sie sich besänne, „und, wenn es Dir gefällt, so lebe hier in Sigurdsnäs in Stille und Zurückgezogenheit — ich befinde mich so wohl hier — belustige Dich und komme dann wieder her, Mariane."

Fräulein Mariane reis'te am bestimmten Tage ab, aber sie kam nicht wieder. Statt dessen erhielt Katharina einige Zeit darauf einen Brief folgenden Inhalts:

„Askersund, den 20. October 1759.

„Liebe Schwägerin!

„Nachdem ich meine Reise angetreten, kam mir der Gedanke ein, daß es für mich doch wohl nothwendig sei, einmal selbst nach meinem kleinen Eigenthum zu sehen, dem Theile des großen, welchen der selige Vater mir vermacht hat.

„Ich befinde mich also hier bei meinem Freunde und meiner einzigen Stütze, dem Bürgermeister Rehnhorn, der mit wahrhaft väterlicher Liebe mich in sein Haus aufgenommen hat. Ich bin auf diese Weise durch seine Güte in den Stand gesetzt, meiner lieben Schwägerin mitzutheilen, daß ich hinfort in Sigurdsnäs, wo

ich immer überflüssig zu sein schien, nicht mehr beschwerlich fallen werde.

„Ich halte es auch für meine Schuldigkeit, Dir zu melden, daß Rehnhorn mir den Rath gegeben hat, gegen das Testament Einspruch zu erheben, durch welches der selige Papa Dich zur alleinigen Vormünderin unsers lieben Georg bestellt hat. Ich bin nichts als ein armes Mädchen und verstehe nichts von dergleichen juristischen Dingen, halte es aber für meine Pflicht, dem Manne Vertrauen zu schenken, den mein seliger Papa zu meinem Beistande ausersehen hat. Ich hoffe, daß unsere Freundschaft nicht durch diesen Prozeß getrübt werde, der gegen meinen Willen angestellt wird, obschon ich meinen Namen dazu hergeben muß.

„Meinen lieben kleinen guten Georg grüße ich tausendmal; gieb ihm einen Kuß von mir und sei überzeugt von der unwandelbaren Freundschaft, mit welcher ich bin

„meiner lieben Schwägerin

„ganz ergebene

„Mariane von Dernath."

„N. S. Herr und Frau Rehnhorn nebst ihrem kleinen Adolf (einem Knaben von noch nicht ganz Georgs Alter) lassen bestens grüßen und empfehlen sich auf das Freundlichste."

Dieser Brief kam an einem Nachmittage an, als gerade Lieutenant von Lützow, Katharinens Vater, auf Besuch war.

Er wohnte nämlich ungeachtet aller Bitten seiner Tochter noch in seinem kleinen Häuschen und nahm nichts von Sigurdsnäs an, obschon er es sehr bedurfte, aber er war viel zu stolz, um irgend etwas anzunehmen, am allerwenigsten von seiner Tochter. Eine Freundschaft zwischen ihm und dem alten Baron war aus demselben Grunde niemals zu Stande gekommen, obschon Katharina zwischen dem Stolze des reichen und dem des armen Mannes vermittelte.

Beide waren schwedische Edelleute uud setzten Werth auf diesen Namen, aber diese beiden Edelleute hatten früher in so verschiedenen Verhältnissen und so entfernt von einander gelebt, daß sie niemals sich an einander anschließen konnten. Es war blos ihre gemeinsame Liebe zu Katharinen und deren milde Art und Weise, die Meinungen der beiden alten Männer gegen einander auszugleichen, was diesen Versuch zur Freundschaft nicht mit einem gegenseitigen Widerwillen enden ließ. So aber ging die Sache doch nicht weiter, als daß die Beiden sich in gebührender Entfernung hielten und Beide von einander dachten: Wäre der Mann nicht so übertrieben hochmüthig, so möchte ich ihn gern zum Freunde haben.

Der ehrliche Lieutenant, der stets ein großer Freund von Lektüre war, besuchte aber doch, besonders seit Siegfried

von Dernath gestorben war, Sigurdsnäs ziemlich oft, sowohl um seiner Tochter willen, als der reichhaltigen Bibliothek wegen.

Also der alte dürftige aristokratische Demokrat saß da und las, als Marianens Brief ankam.

„Das ist ja ein unverschämtes Geschöpf; Du bist viel zu gut, um mit solchem Pack etwas zu thun zu haben,“ sagte der Lieutenant und legte das Buch von sich. „Uebergieb Du Sigurdsnäs und komm nach Hause zu mir — wohne im Dorfe und laß dieses hochmüthige Volk da regieren wie es will. Gott sei Lob, wir können ohne diese Leute leben.“

„Aber, mein Vater, ich darf Georg nicht aufgeben.“

„Georg? Ja so, das ist wahr, den armen Knaben wollen sie ausplündern — hm, ich begreife nur gar nicht, was Du in dieser Familie zu thun hattest, und jene ganze unbegreifliche Sinnesänderung ist mir ein Räthsel, aber so sind die Weiber — obschon nicht alle; Deine selige Mutter, obschon nur ein einfaches Bauermädchen, verstand sich nicht darauf, so veränderlich zu sein.“

Der gute Lieutenant hatte nämlich niemals eine richtig durchgeführte Erklärung über Katharinens so schnell geänderten Heirathsentschluß erhalten, sondern sich bisher damit begnügt, daß die Königin es gebilligt hatte.

„Mein Vater braucht mir deswegen keinen Vorwurf zu machen,“ sagte Katharina und ergriff seine Hand,

„aber, mein Vater, Ihr eigner Grundsatz ist ja, daß man nicht ein Uebel blos halb kuriren darf, und wenn ich kleinmüthig Georg aufgeben wollte, so wäre das der Fall. Wenn ich nur an mich dächte, so weiß ich wohl, was ich thäte — jetzt aber ist dies unmöglich."

„Hm, ja, Katharina, so ist es, wenn die Sperlinge mit den Kranichen tanzen wollen. Siehst Du, wenn nicht die Königin es gewollt hätte, so hätte ich es all mein Lebtage nicht zugegeben, daß meine Tochter sich mit einem hoffärtigen Baron von Dernath verheirathete und in eine Familie käme, welche sich brüstet, als ob ihre Ahnen bis zu Japhet hinaufreichten. — Was ist denn ein Dernath? Du lieber Gott, Dein seliger Mann war der fünfte nach dem Ahnherrn des Hauses — und was ist ein Lützow? — Blos in Schweden zählen wir zwölf Ahnen und in Deutschland noch siebzehn dazu, wiewohl Gott weiß, daß ich deswegen nicht hochmüthig bin, sondern mich mit einem einfachen Bauermädchen verheirathete, die aber ganz gewiß mehr moralischen Werth besaß, als diese ganze hochwohlgeborene Familie aufzuweisen vermöchte und wenn sie alle ihre Tugenden einem einzigen Exemplar von sich aufpackte."

„Aber was soll ich thun?"

„Thun? Das weiß ich nicht. O, sie werden schon gewinnen, sie werden schon gewinnen, denn die Vornehmen verlieren niemals einen Prozeß. ... Und ganz

gewiß, es ist klar, daß der kleine Georg wohl eigentlich unter der mütterlichen Obhut seiner Tante, Mariane, stehen muß."

„Gott bewahre ihn davor," sagte Katharina bebend; „nein, nein, und wenn ich Alles verlieren sollte, den Knaben gebe ich nicht her — man soll ihn mir nicht entreißen."

„Das ist recht, Katharina, aber wir müssen doch sehen, was das Gesetz sagt. Das Gesetz, liebes Kind, bekümmert sich nicht sonderlich um das, was menschlich ist, sondern ist eine Falle, welche die Hinterlistigen den Einfältigen stellen und die für die Großen und Mächtigen viel zu klein ist. Die Armen büßen darin den ganzen Kopf ein, die Vornehmen und Reichen aber, wenn es hoch kommt, blos eine Klaue."

Die junge Freiherrin hatte sonach keinen Rath von ihrem Vater zu hoffen, aber mehr Hilfe fand sie bei Wernerhjelm's Vater, der ihr einen geschickten Advokaten verschaffte und so erwartete sie juristisch gewappnet ihren Feind.

Marianen von Dernath's gerichtliche Eingabe ward bald darauf mitgetheilt. Sie war der Ausdruck ihrer Denkungsart sowohl als der ihres Beschützers, aber so gestellt, daß die Verfügungen des alten Barons von Dernath in keiner andern Hinsicht angegriffen würden, als in der Vormundschaftsfrage.

Man begann mit der Erklärung, daß Katharina von Dernath, geborene von Lützow, noch nicht einmal das Alter erreicht hätte, wo Jemandem die Verfügung über sein eigenes Besitzthum gestattet wäre; daß sie daher zu jung sei und aus diesem Grunde die Vormundschaft in die Hände desjenigen niederlegen müsse, der nach dem Testamente Marianens Eigenthum verwalten sollte. Diese Behauptungen waren durchgängig mit Hindeutungen auf Katharinens frühere Armuth untermischt, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn sie, um ihren beklagenswerthen und sehr armen Vater auf anständige Weise ernähren zu können, eine so einträgliche Vormundschaft wie die für den jungen Baron von Dernath zu ihrem Vortheile zu behalten wünschte und weiter, daß nach allen Anzeichen es Katharina gewesen sei, die den alten Baron beredet habe, einen Bastard in die Familie aufzunehmen, um sich durch diesen später in den Besitz des Familieneigenthums zu setzen.

Dies war der hauptsächliche Inhalt der Schrift, welche Katharina beantworten sollte. Auch sie trug Stolz in ihrem Herzen und ward tief von diesen giftigen Andeutungen verletzt; aber dieser Schmerz bestärkte sie nur noch mehr in ihrem Vorsatze, Sigurdsnäs so zu verwalten, daß sie, wenn Georg mündig würde, über jeden Schilling Rechenschaft geben könnte.

Der Prozeß hatte seinen Fortgang, aber Katharina führte eine sparsame Haushaltung auf ihren Gütern

ein, obschon sie die alten Contracte beibehielt, und that von dem, was sie selbst durch die Geschenke des alten Barons besaß, so viel Gutes als sie konnte. Sie betrat auf diese Weise eine vorher noch nicht versuchte Bahn, aber es glückte ihr durch die wirkliche Kraft, die sie in ihrem Gemüthe besaß, sich sowohl als Andere zu beherrschen.

Nachdem ein Jahr lang hin und her geschrieben worden, nach mehrern Appellationen und Gegenappellationen ward endlich der Prozeß bei dem König entschieden. Zum größten Glücke für Katharinen und Georg von Dernath waren gerade damals die Mützen die herrschende Partei und so kam es, daß Mariane, welche den Anführer der Hüte zum Vormund hatte, verlor.

Das Urtheil des Königs war, daß das Testament des verstorbenen Barons Siegfried von Dernath nicht verletzt werden könne und daher des verstorbenen Barons Ludwig von Dernath Witwe, Katharina Justina von Lützow, die Vormünderin des adoptirten Barons Georg von Dernath bleibe, ausgenommen für den Fall, daß sie sich wieder verheirathete, wo dann durch einen anderweiten Ausspruch des Hofgerichts entschieden werden sollte, in wie weit die Vormundschaft von Fräulein Marianens von Dernath Vormund übernommen und das Eigenthum von ihm gemeinschaftlich zum Nutzen des Mündels verwaltet werden sollte.

XIII.

Ein Fest im Jahre eintausend siebenhundert und sechsundsiebzig.

Sechzehn Jahre nach diesen Vorfällen waren die Säle von Sigurdsnäs zum ersten Mal nach jenem königlichen Besuche wieder geschmückt, wie zu einem großen Feste. Es war im August und jetzt waren alle Pfeiler bekränzt und Guirlanden hingen schwer und prächtig um den Deckensims des großen Saales herum, wo eine Menge Gäste sich allmählig versammelten. Notabilitäten aller Orte und weithergekommene Fremde wimmelten durch einander in Erwartung einer großen Feierlichkeit.

Die Diener mit dem alten Björkman und dem ehrlichen Gerhard an der Spitze reichten Erfrischungen umher, die Sonne schien freundlich in den herrlichen Saal herein, wo eine Menge festlich gekleidete Menschen sich in die tiefen Fensternischen hineindrängten, um eine dichte aus den Unterthanen des Gutes bestehende Menschenmasse

anzuschauen, welche in dem großen Hofraume wie zu einer Mauer versteinert dastand.

Sobald Alle versammelt waren, flogen die Flügelthüren auf und die Freiherrin von Dernath trat in einem prachtvollen Sammtkleide, von ihrem Sohne, dem jungen Baron Georg von Dernath geführt, in den Saal.

Sie war immer noch schön, obschon dreißig Jahre bereits hier und da eine leichte Furche über die hohe Stirn gezogen hatten. Sie lächelte freundlich die Versammlung an und in ihren Augen glänzte eine Freude, wie man sie selbst im zwanzigsten Jahre nur selten gewahrt.

Die herrliche Frau trat weiter in den Saal vor, begrüßte ihre Gäste, sah sich dann stolz, aber zugleich liebevoll um und sagte:

„Meine Freunde! Sigurdsnäs ist bis jetzt Ihnen allen verschlossen gewesen, mein Herz nicht — aber es konnte, es durfte nicht anders sein. Sie sehen hier mich, eine arme schwache Frau, welche nicht vergessen hat, daß sie aus dem bescheidenen Dorfhause und aus der Armuth ihre Ahnen herleitet, welche nicht vergessen hat, daß es die Schule des Unglücks war, wo sie hoffen und thätig sein lernte. Meine Freunde Alles Dies, was Sie um sich sehen, war nicht mein, sondern meinem Sohne und ich bin es nicht, sondern er, den Sie heute besuchen. Mein Sohn, Georg von Dernath, erfüllt heute sein einundzwanzigstes Jahr und ich übergebe ihm Sigurdsnäs wenigstens nicht in schlechterem Zustande, als da ich es empfing, und drei

von seines Großvaters alten Freunden haben die Rechnungen geprüft und richtig befunden. Dies, meine Freunde, ist die Veranlassung zu diesem Feste, es gilt nicht mir, sondern meinem Georg ... Dank, Georg, Du hast gehalten, was Du als Kind versprachst, Du hast Deiner Mutter nicht eine einzige betrübte Stunde gemacht, nur freudige, nur glückliche ..."

Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern brach in Thränen aus und schlang die Arme um den Hals ihres Sohnes.

So standen sie lange in schweigender Umarmung.

Nach einigen Augenblicken feierlichen Schweigens entwand sie sich leise den Armen ihres Sohnes, drückte das Tuch an die Augen, lächelte und sagte:

„Meine Freunde, ich glaubte nicht, daß es mich so angreifen würde; wenn ich das geglaubt hätte, so würde ich Georg dieses Fest nicht haben anstellen lassen. Aber er hat es so gewollt," fuhr sie mit einer Heiterkeit fort, welche an die Zeit erinnerte, wo sie noch ein glückliches Landmädchen war, „und einem mündigen Manne seine erste Bitte zu verweigern, das wagte ich nicht. Inzwischen war es doch meine Pflicht, Ihnen die Ursache zu sagen — daß ich mich derselben nicht gut entledigte, daran sind meine Augen schuld — sie wollten durchaus weinen — vielleicht wollten sie die Gelegenheit nicht versäumen, wo auch einmal hier in diesem Saale Thränen der Freude fließen."

So scherzte sie die feierliche Stimmung hinweg, die sich aller Gäste bemächtigt hatte.

Georg trat vor; er war jetzt ein kräftiger, obschon nicht schöner Jüngling, aber etwas Gutes und Offenes in seinem Gesicht gewann ihm Aller Gunst.

Den Männern wird, wenn sie häßlich sind, ihre Häßlichkeit gern verziehen, wenn nur durch die häßliche Hülle eine schöne Seele leuchtet. In diesem Falle sieht das weibliche Geschlecht weiter als wir und urtheilt auch gerechter als wir.

Georg dankte seiner Mutter, aber so stammelnd, so schüchtern, daß man sogleich erkannte, wie innig und wie aufrichtig er es meinte.

Bald bewegte sich wieder die Gesellschaft in buntem Gewimmel, als der junge Baron Georg mit liebreicher und sanfter Gewalt seine Mutter hinaus auf den für diese Gelegenheit erbauten Balkon führte und hier ausrief:

„Freunde, heute trete ich als mündig dieses Besitzthum an, aber meine Mutter ist es, die es mir gegeben hat, durch ihre Aufopferung, durch ihre treue Arbeit, durch ihre segensreiche Wirksamkeit stehe ich jetzt hier und ich verspreche Euch, daß Ihr Alles von mir erhalten sollt, um was sie mich in Eurem Namen bittet. Wendet Ihr Euch an meine Mutter, wenn Ihr Rath und Hilfe bedürft, so wenden wir hier auf diesem Gute uns Alle an eine und dieselbe Person. — Gott segne meine Mutter!“

„Gott segne unsere Mutter! Gott segne die Freiherrin!“ schallte es aus der Menge.

Die edle Frau verneigte sich nach allen Seiten, aber an ihrem schnell erbleichenden Antlitz merkte man, daß der Auftritt sie angriff. Nach einigen Augenblicken verließ sie die Gesellschaft und ging auf ihr Zimmer.

Drei Mal in ihrem Leben hatte das Hurrahgeschrei einer Volksmasse an ihr Ohr geschlagen: als sie zum Verhör fuhr, wo sie mit Schmähungen und Verwünschungen überhäuft ward; das zweite Mal, da sie als Braut an dem geöffneten Fenster stand und es ihr war, als ob sie gleichsam auf einem Paradebette stünde, und als die weiße Todesrose zu ihrem unglücklichen Gemahl heraufgeflogen kam, und jetzt zum dritten Male, wo Segnungen von Hunderten von Lippen flossen und Heiterkeit und Freude durch die Luft schallte. Das war zu viel, sie verlor ihr gewöhnliches Gleichgewicht, bedurfte der Ruhe und setzte sich in ihr Zimmer, um den Kummer über ihre getäuschten Jugendträume recht ordentlich auszuweinen, über die entschwundene Zeit, welche anfangs so trübe verfloß und jetzt erst hell ward, so wie wenn ein mächtiger Strom seine Dämme durchbricht und den Schlamm über Wiesen und Wälder führt, und erst nachdem er sich sein Bett gebildet, sich allmählig abklärt. Endlich beruhigte sie sich, lächelte stolz über ihre eigene Schwachheit und sagte leise:

„Mein Leben ist ja nicht verfehlt; was hätte ich mehr sein können, wenn ich seine wirkliche Mutter gewe-

sen wäre. Und doch betrübt es mich," fuhr sie fort und blickte dankerfüllt vor sich hin, „zwei Personen sind es, die ich vermisse: mein alter Vater und die treue Karin; keins von Beiden hat diesen Tag erlebt und sie würden sich doch so sehr darüber gefreut haben."

Sie begab sich wieder zum Feste. Alles war Freude, Bewegung und Munterkeit. Die ganze Gesellschaft begab sich hinaus in die kühle Abendluft. Die Musik spielte zu einer Polonaise auf und der muntere Tanz bewegte sich um den aufgerichteten Maibaum, bis der Tag au'fs Neue anbrach.

Niemand in Sigurdsnäs konnte sich eines solchen Festes erinnern.

Es war, wie die Freiherrin ihren Gästen sagte, wirklich Georg, der gegen den Willen seiner Mutter dieses Fest angestellt hatte. Er that das, um seine Dankbarkeit gegen sie zu beweisen, welche die ganze Freude ihrer Jugend geopfert und alle ihre schönsten Träume, um ihn gegen Diejenigen zu beschützen, deren Eigennutz ihn in's Verderben gestürzt haben würde.

Der junge Mann hatte erst vor einem Jahre Alles erfahren, als er auf einer Reise den alten Baron Wernerhjelm auf Lilltomta besuchte, den Vater des Sohnes, der jetzt in Amerika's Urwäldern sich ein neues Schweden

und eine neue Heimath schaffte, schöner als die alte, aber doch nicht so lieb.

Der alte Baron war noch munter und lebhaft; er gehörte zu den Menschen, welche trotz aller Widerwärtigkeiten doch niemals an der Zukunft zweifeln.

Seine Gattin war viel jünger als er, eine stille und freundliche Frau, die blos eine Eigenheit besaß, einen Fehler, wenn man will, und dieser bestand darin, daß sie nichts so sehr fürchtete, als irgend einen Menschen zu beleidigen. Diese beständige Furcht, daß nicht Jedermann ohne Ausnahme mit ihr zufrieden sei, war die Ursache, daß sie ein ceremoniöseres Wesen annahm, als welches übrigens mit ihrer Denkungsweise übereinstimmte. Sie hatte so lange sich selbst beobachtet, daß sie sich etwas Methodisches in ihrem ganzen Wesen angeeignet hatte, eine gewisse Geziertheit in jedem Worte und jeder Geberde, wovon die Folge war, daß fast Jeder lieber mit dem munteren Alten sprach, als mit ihr.

Ihr guter Ehegemahl war dagegen nicht der Mann, der sich durch irgend eine Bedenklichkeit abhalten ließ, sich auszusprechen, und es war daher für die Freiherrin etwas höchst Peinliches, wenn irgend ein Fremder, der Papa's Eigenheiten nicht kannte und entschuldigte (so drückte sich die Freiherrin aus) nach Lilltomta kam. Die Freiherrin saß wie auf Nadeln, weil sie jeden Augenblick fürchtete, daß Papa etwas sagen werde, was unangenehm oder weniger artig wäre. Der Papa war dagegen seinerseits ganz

unverbesserlich, obschon die Freiherrin niemals müde ward, ihn zu bitten, vorsichtig zu sein, wenn er sich nicht mit der halben Welt verfeinden wollte. Es half Alles nichts, denn der alte Baron hatte so wie er war, glücklich sein siebzigstes Jahr erlebt und hatte daher das Zeugniß der Erfahrung für sich, daß es ganz auf die Art und Weise ankommt, wie man anstößt oder nicht. Ganz sicher ist es auch, daß die Freiherrin sich einen Todfeind mit demselben Worte zugezogen haben würde, mit dem sich der alte Mann einen Freund schaffte, denn bei ihr schien Alles berechnet zu sein, dem Alten dagegen saß das Herz auf der Zunge.

Als Georg von Dernath auf Besuch kam, ward dies eine Quelle der innerlichsten Bekümmerniß für die gute Freiherrin. Sie zitterte wie vor einem Erdbeben, als sie sah, wie heiter und froh ihr Gemahl ward, denn nun war sie überzeugt, daß eine Unvorsichtigkeit die andere jagen würde. — „Wenn Papa recht heiter ist, so ist es am allergefährlichsten", das war ein alter Erfahrungssatz.

„Na, seht mir doch einer den großen jungen Herrn an, willkommen, willkommen!" sagte der Greis und gab seinem jungen Gaste einen kräftigen Handschlag; „höre, Mama, das ist der junge Dernath — der Sohn von ... hm ..."

„Ja, ja, ich habe schon die Ehre, die Familie des Herrn Barons zu kennen," unterbrach ihn die Freiherrin,

um ihn abzuhalten, noch weiter auf das Geschlechtsregister einzugehen.

„So, Mama, da weißt Du ja fast mehr als ich, aber dem sei wie ihm wolle, seien Sie mir willkommen, mein lieber junger Freund.“

„Lieber Wernerhjelm, der Herr Baron von Dernath ist uns ja völlig unbekannt; wir haben ja noch niemals die Ehre seines Besuches gehabt.“

„Was, Mama? Kenne ich etwa nicht seine ganze Familie? Sein seliger Großvater, sein Vater und seine Mutter — ja ganz gewiß kenne ich sie, und habe ich nicht den Knaben hier auf meinen Armen getragen, als er eben ganz frisch aus dem Hause des Kämmerers kam?“

„Der Herr Baron kennen meinen Mann noch nicht, aber er meint es wirklich von Herzen gut,“ sagte die Freiherrin entschuldigend.

Georg befand sich wie zwischen zwei Feuern, mit einer dieser beiden wohlmeinenden Personen wäre er ganz vortrefflich ausgekommen, aber mit beiden ...

„Nun, mein lieber Junge, Du wächs’st recht tüchtig heran, Du bist jetzt schon größer als Dein Vater, denn dieser war gerade nicht sehr groß — Deine Mutter ist vielleicht groß gewesen, denn einem von Beiden mußt Du doch nachgeartet sein. Mama, ich freue mich über den jungen Burschen da so herzlich, als ob es mein eigener Sohn wäre ... Apropos, wo ist denn Friederike, mein

Mädchen? Du mußt dem jungen Manne da unser Mädchen zeigen."

„Sie wird wohl bald kommen," sagte die Freiherrin und warf ihrem Gemahl einen warnenden Blick zu.

„So, so. Ja, lieber Junge, Du wirst es nicht glauben, daß ich noch ein junges Mädchen im Hause habe, obschon ich auch einen alten Sohn draußen in Amerika habe — ich habe nämlich jetzt die zweite Frau und dieses Mädchen — es ist ein wirklich braves Mädchen."

„Ach, sie ist gewiß nicht besser als andere," bemerkte die Freiherrin.

„Sie wäre es nicht, o ja, sie ist es, das brauchen wir nicht zu verschweigen, es ist ein braves Mädchen und ein gescheidtes Mädchen und sparsam ist sie und so gut, so sanft und so freundlich."

„Der Herr Baron merkt wahrscheinlich schon, daß sie des Vaters Goldtochter ist."

„Ich wundere mich nicht darüber, wenn der Herr Baron . . ."

„Ach was Baron, sag' Onkel, lieber Junge, sonst habe ich mich tüchtig verplumpt."

„Wenn ich darf."

„Da siehst Du nun die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit, lieber Mann," lächelte die Freiherrin heimlich triumphirend.

„Na, na, das ist auch weiter kein Schade. Nun was macht Deine Mutter?"

„Die Mama befindet sich, Gott sei Dank, wohl und läßt grüßen. Sie hat die Absicht, nächsten Sommer einen Besuch hier abzustatten."

„Um einmal ihren alten Schwiegervater zu sehen."

Georg stutzte.

„Lieber Papa," sagte die Freiherrin und schüttelte den Kopf.

„Ja so, es ist möglich, daß er es nicht weiß — nun dann muß er es erfahren. Er soll wissen, wie viel sie für ihn geopfert hat — ja, das muß er wissen."

„Aber lieber Papa, darfst Du es auch sagen?"

„Bester Onkel, erzählen Sie," unterbrach Georg sie Beide, „sagen Sie mir Alles. Ich liebe meine Mutter so unendlich, daß ich wissen muß, weshalb ich sie nächst Gott am liebsten habe."

„Ja, nächst Gott, lieber Junge, das war recht gesagt," sagte der Baron ernst, „denn wenn wir schon die Hand, welche giebt, das Werkzeug lieben, wie sehr werden wir nicht dann den liebevollen Willen lieben, der die Hand zum Geben benutzte — so ist es, lieber Junge, es kann durchaus nichts schaden, wenn Du Alles erfährst."

„Erzählen Sie, Onkel, erzählen Sie."

„Na, na, nur nicht so heftig, Bursche," lächelte der alte Baron; „nun siehst Du, mein Junge — Junge? Ja, es ist wahr, er ist nun schon ein ziemlich alter Kerl und plagt und mühet sich draußen in Amerika und wird nicht eher wieder nach Hause kommen, als bis er sein Be=

sitzthum in Ordnung gebracht hat, denn siehe, er würde die Frucht seiner Arbeit verlieren, wenn er sie jetzt aufgeben wollte. Deshalb bin ich der Meinung, daß er ganz recht thut, obschon Gott weiß, wie gern ich es sähe, wenn er wieder nach Hause käme.“

„Aber lieber Onkel, Ihre Geschichte.“

„Ja so, nun siehst Du — mein Sohn Friedrich und Deine Mutter waren verlobt, sie hielten sehr auf einander; ja, ja, Du kannst Dich darauf verlassen, daß sie einander sehr, sehr liebten; aber siehst Du, um Deinetwillen sagte sie sich von Allem los und trennte sich von Friedrich — Du wirst jetzt noch nicht verstehen, was eine solche Selbstverleugnung sagen will, aber ... vielleicht kommt Friedrich noch einmal zurück. Du kannst noch einen Stiefvater bekommen, Junge, der eben so gut ist, wie Deine Stiefmutter,“ hob der Greis nach einigen Augenblicken wieder an. „Du bist nun bald mündig und Deine Mutter ist dann frei von ihrer Verbindlichkeit — eben so wie Friedrich, ohne die Parteien fürchten zu müssen, wieder in sein Vaterland zurückkehren kann. Gott segne meinen armen Sohn.“

Der Alte schwieg einige Augenblicke, welche die Freiherrin benutzte, um, wie sie glaubte, die Spuren eines Gespräches zu verwischen, welches nach ihrer Meinung für den jungen Mann unangenehm sein mußte. Sie irrte sich aber, denn die Erinnerung an die geliebte Mutter, an die Person, welche Ruhe und Glück, Freude und Hoffnung

um seinetwillen geopfert, war ihm allezeit lieb und er dachte nicht ein einziges Mal daran, daß alles Dies ihn auch an seine uneheliche Geburt und an die unglückliche Geschichte seiner leiblichen Mutter erinnerte. Er hatte auch gelernt, nicht über etwas Anderes als seine eigenen Fehler zu erröthen und auf seine eigenen Verdienste nicht stolz zu sein.

„Also so war es,“ rief der Greis, als ein Mädchen von ungefähr demselben Alter, wie der junge Baron, eintrat und sich mit verschämtem Lächeln vor dem Fremden verneigte.

„Ah, sieh da, da ist Friederike, mein Mädchen, ein gutes Mädchen, sie hat sich das Kleid, was sie anhat, selbst gesponnen und gewebt — na, sieh nur in die Höhe, Kind! Der junge Bursche da kennt schon den Onkel Wernerhjelm, nicht wahr, Kamerad? Ich weiß noch recht gut, als ich Dich auf den Händen trug und Dich in die Luft emporschwenkte, daß die alte Frau .... wie hieß sie doch gleich?“

„Die Karin.“

„Ganz richtig, lebt sie denn noch?

„Nein, sie ist schon vor mehreren Jahren gestorben.“

„So, so; es war eine alte gute Frau, ja, sie schrie und meinte, daß ich — Gott soll mich bewahren — dem kleinen gnädigen Baron noch die Glieder ausrenken würde, denn siehst Du, Du warst damals etwa fünf oder sechs Jahre alt und die Adoption war kurz vorher geschehen.

Na, was macht denn Schwester Mariane — die Tante Mariane, das huldvolle Wesen?“

„Fräulein Mariane,“ unterbrach ihn die Freiherrin, „ist eine ganz achtungswerthe Dame.“

„Nun, das mag sein, wie es will, ich frage, wie sie sich befindet?“

„Nun, sie wohnt noch bei ihrem Vormund.“

„Aha, der lebt also noch?“

„Ja, Tante Mariane schreibt niemals an meine Mutter, sie scheint es niemals verzeihen zu können, daß wir den Prozeß gewannen.“

„Ja, ja ... Aber siehst Du, mein Junge, Du wärest gewesen, wie die Perle im Golde, wenn sie und ihr Vormund Dich in ihre Mitte gekriegt hätten. Es giebt wenig Menschen, die ich nicht leiden kann, sehr wenige, für welche ich nicht zu Gott bete, aber für diesen Menschen bete ich niemals; ich weiß allzugut, daß es nicht geht.“

Der alte Baron war so geschwätzig, so munter und unterhaltend, daß Georg kaum Gelegenheit erhielt, mit Friederike zu sprechen, und als er diese Gelegenheit bekam, schien es für die Freiherrin eine Forderung der Vorsicht zu sein, sich fortwährend in das Gespräch zu mischen.

Dir Mütter haben oft den Fehler, daß sie ihren Töchtern gleichsam bei der Conversation helfen wollen, aber diese wohlgemeinte Unsitte hat gewöhnlich zur Folge,

daß der Fremde sich dem Argwohn hingiebt, die junge Dame sei nicht mit sonderlichen Geistesgaben ausgestattet.

Georg ließ sich vielleicht zu diesem Argwohn nicht verleiten, aber die Schuld der Mama war es nicht, daß dies nicht geschah, und das Einzige, was den Actien in die Höhe half, war das freundliche Lächeln und die munteren Augen des Mädchens. Sie hatte die meiste Aehnlichkeit mit ihrem Vater und dies war gerade der Grund, weshalb die Freiherrin stets mit ihren Zusätzen sich in das Gespräch mischte, damit Friederike nicht etwas sagen möchte, was der Fremde möglicher Weise übel nehmen könnte.

Der Besuch war kurz, aber da der Tag der Mündigkeitserklärung nicht mehr fern war, so entsann sich Baron Georg des freundlichen Lächelns der jungen Dame und ihrer fröhlichen Augen und es ist sehr schwer zu bestimmen, ob es blos Dankbarkeit war, was ihn in Bezug auf dieses Fest so eigensinnig machte. Doch genug, es ward beschlossen und, wie wir wissen, auch gefeiert.

Aber gleich wie ein Unglück selten allein kommt, so wie das Rad des Schicksals allemal einen vollständigen Umschwung machen muß, ehe es sich wieder anders herumdrehen kann, so kommt auch ein Glück selten allein. Es scheint eine ganze Familie von bösen oder guten Genien zu sein, welche uns folgen und uns traurige oder frohe Stunden bereiten, und nun hatten die frohen angefangen.

Nur wenige Tage nach dem Feste und während die

Familie Wernerhjelm noch da war (denn Georg sann sich tausenderlei aus, um ihre Abreise zu verzögern), kam eine Kiste an, die an den Baron Georg abgeliefert ward. Die Adresse lautete an seine Mutter und er ließ sie sogleich hinauftragen.

Alle versammelten sich um die geheimnißvolle Kiste, aber als sie aufgeschlagen ward, enthielt sie ein Portrait von Friedrich Wernerhjelm. Katharina stützte sich auf die Stuhllehne und betrachtete die edlen männlichen Züge mit einem Blick voll Liebe und Freude. Der alte Baron faltete die Hände, beugte sich über das Bild und küßte es.

„Das ist Friedrich, Friedrich, unser lieber Friedrich! Komm her, Friederike, hier kannst Du Deinen Bruder sehen, Deinen Bruder ... Sieh, ist er nicht ein schöner Mann?“ rief der Greis außer sich vor Entzücken.

Ein Brief lag neben dem prächtigen Portrait. Katharina beeilte sich, denselben zu lesen.

Er war lang und in sehr feiner kleiner Schrift geschrieben und enthielt einen ausführlichen Bericht über den Ausbruch der amerikanischen Revolution, über den weit aussehenden und gefährlichen Kampf, den das Volk gegen die Bedrückung des englischen Ministeriums kämpfte.

Er erzählte weiter, daß er in die amerikanische Armee eingetreten sei und daß er sich bereits so ausgezeichnet, daß er ein Bataillon und den Cincinnatus-Orden bekommen.

„Es ist,“ sagte er unter Anderm, „sonderbar, daß ich

jetzt für dieselbe Sache fechte, wegen welcher ich mein Vaterland fliehen mußte. Es ist aber ganz gleichgiltig, ob es Parteien oder Ministerien sind, welche den Druck ausüben: es sind dieselben niedrigen Leidenschaften, derselbe Egoismus, welcher herrscht, und es ist dann in beiden Fällen nicht die Freiheit, sondern die Sklaverei, welche blüht. Ich werde, so lange ich lebe, gegen Druck und Gewalt streiten, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mögen."

„Schaut, schaut," sagte sein alter Vater, „ich wußte wohl, daß ein kriegerischer Geist in ihm steckt und Ihr werdet sehen, daß er nun nicht eher nach Hause kommt, als bis die Sache ausgemacht ist. Er spielt wieder ein hohes Spiel, denn verlieren die Amerikaner, so ist er blos ein Abenteurer, ein Unruhstifter — gewinnen sie aber, so ist er ein Held."

Katharina fuhr im Lesen des Briefes fort. Als sie zum Schlusse kam, begann ihre Stimme zu zittern. Er schrieb:

„Ich hatte gehofft, daß ich nun über das Meer fliegen könnte, um Dich, meine einzig Geliebte, meine Gattin vor Gott, wiederzusehen, aber eine höhere Pflicht hat mich gerufen. Meine militairischen Kenntnisse können mir Nutzen schaffen. Es giebt wenig eingeborne Amerikaner, welche die europäische Taktik verstehen. Ich muß hier bleiben, bis Alles zu Ende ist — sterben oder siegen — und wenn ich siege, so komme ich dann zu Dir, zu

Euch Allen nach Hause, um bei Euch zu leben und zu sterben."

Katharina schwieg einige Augenblicke. Endlich stand sie auf und warf einen von Stolz glänzenden Blick auf das jetzt aufgestellte Bildniß und sagte:

„So soll es sein, Du Abgott meiner Jugend, so soll es sein."

Die Freiherrin Wernerhjelm machte bald der Rührung Aller durch die Bemerkung ein Ende, daß Friedrich als Ausländer mit der Sache der Amerikaner eigentlich nichts zu thun hätte.

„Liebe Mama," sagte ihr Gemahl mit einem leisen Anflug von Unzufriedenheit, „man ist niemals ein Ausländer, wo man für Das streitet, was man für wahr hält. Inzwischen," fuhr der Greis fort, „haben die Amerikaner Ursache, sich zu empören. England hat die armen Kolonien geradezu ausgesogen und thut das mit demselben Recht, wie gewisse Völker, die ihre Kinder als Sklaven verkaufen. Wenn die Kinder sich weigern, so kann sich Niemand darüber wundern, aber paßt auf, meine Kinder, sie schaffen sich noch einen König und Grafen und Barone."

„Und vielleicht auch noch Hüte und Mützen?" sagte Katharina satyrisch lächelnd; „wenn dies der Fall wäre, dann kämpfte Friedrich allerdings nur für ein Scheinbild."

„Liebes Kind," sagte der Baron, „wir kämpfen Alle für Scheinbilder; doch genug hiervon. Höre, Georg, was

sitzest Du denn da und plauderst unaufhörlich mit Friederiken — na, na, lieber Junge, sei nur nicht gleich verlegen, ich habe es durchaus nicht so böse gemeint.“

„Ich,“ bemerkte die Freiherrin etwas ceremoniös, „ich habe das ganze Gespräch mit angehört, lieber Papa; es betraf blos einige Veränderungen in dem Garten, welche nach Baron Georg's Meinung die Annehmlichkeit des Platzes erhöhen sollen.“

„Gehorsamster Diener — so, so. Höre, Katharina,“ setzte der alte Baron leise hinzu, so daß er weder von der Freiherrin, noch von den Kindern verstanden ward, welche ihr Gespräch fortsetzten; „höre, mein Kind, kommt es Dir nicht vor, als ob Friederike sehr viel Aehnliches von Friedrich hätte?“

„Ja, mein Onkel, wenn sie lacht, so ist das fast ganz seine Miene.“

„Weißt Du,“ hob der Alte wieder an, „ich glaube doch ... ich glaube, daß ein junger Mann nicht bei einem jungen Mädchen sitzt und mit ihr berathschlagt, welche Veränderungen er in seinem Garten vornehmen soll, wenn er nicht auszuspioniren gedenkt, was sie dazu meint — hm — was glaubst Du?“

„Ich sehe es nicht für unglaubhaft an,“ sagte Katharina lächelnd, „daß ich, ohne es zu ahnen, einmal an einem schönen Tage Schwiegermutter werde, anstatt Schwägerin.“

„Hm, das kann sich wohl ereignen; ach ja, das

Mädchen ist gut und der Junge auch — das wird eine richtige Landjunkerwirthschaft — Glück zu."

„Eine Laube da draußen müßte einen guten Effekt hervorbringen, eine schattige, schöne Laube," sagte Friederike, „ach, etwas Herrlicheres kann man sich nicht denken."

„Ja, sie müßte da gerade in der Mitte vor dem Springbrunnen stehen," sagte Georg, „ist das nicht Ihre Meinung, mein Fräulein?"

„Ja, mit der Thür nach dem Springbrunnen zu. Ein kleiner steinerner Tisch davor und einige Bänke — glauben Sie nicht, daß das sich sehr gut ausnehmen würde?"

„Du machst so viele Vorschläge, liebe Friederike," sagte die Freiherrin, „als ob Baron Georg nicht Geschmack genug hätte, die Mittel zur Verschönerung des Gartens selbst ausfindig zu machen."

Zwei Jahre darnach stand wirklich eine schattige Laube auf dem bestimmten Platze, ein kleiner steinerner Tisch und ein Paar schöne Bänke, aber in der Laube saßen ein Jüngling und eine junge Dame und sprachen Worte der Liebe mit einander. Er küßte sie sogar zuweilen — es war Georg und Friederike.

Damit sich Niemand verwundert, daß die vorsichtige Freiherrin nicht mit zugegen war, um ihre Tochter zu be-

wachen, um ihr die Conversation führen zu helfen oder über die Thorheit, das zu glauben, was ein junger Mann versichert, moralische Betrachtungen anzustellen, müssen wir zur Erläuterung hinzufügen, daß die jungen Zwei Eins waren — Mann und Frau.

Die Prophezeihung des alten guten Onkels war eingetroffen und die Katharinen's auch, denn sie war nun Schwiegermutter, eine junge, heitere, glückliche Schwiegermutter, und keineswegs eine von denen, welche, obwohl aus guter Meinung, durch ihren unaufhörlichen Rath die erste Liebe niederdrücken.

Inzwischen bezog nun Katharina ihre Wohnung und nahm sich die freundliche Mademoiselle Pjorry zur Gesellschafterin, eine junge Dame, die mit einer vornehmen Herrschaft in der Eigenschaft einer Gouvernante aus Frankreich nach Schweden gekommen war. Später war sie überflüssig geworden und nun von Familie zu Familie gezogen, um den Kindern die richtige französische Aussprache zu lehren, überall aber ward sie unnöthig, sobald die Kinder den Cursus durchgemacht hatten.

Endlich kam sie in derselben „prononcirenden" Absicht in das Haus des Barons Wernerhjelm, ward aber auch hier bald überflüssig, nicht weil Friederike so schnell prononciren lernte, sondern weil sie sich verheirathete — und dann tritt der Eifer in Erwerbung von Sprachkenntnissen gewöhnlich etwas in den Hintergrund. Da kam

sie zu Katharinen, welche Mitleiden mit der vereinsamten Stellung des armen Mädchens hatte und sie einem Berufe zu entreißen wünschte, der so undankbar und so ohne alle eigene innere Befriedigung ist, wie der, eine Menge Mädchen nothdürftig französisch sprechen zu lehren.

XIV.

Die Amerikaner.

Eine Fortsetzung des Allegany = Gebirges bildet im Nordwesten der Clinchberg, an dessen Fuße der Sandy=River entspringt, um schäumend und tosend aus seiner Wiege hinunterzuhüpfen, wie ein vom Schlafe erwachtes Kind und dann ruhiger in einem breiteren Bette weiter nach dem Ohio zu fließen, der wie ein jugendfrisches Mädchen sich beeilt, den gewaltigen Mississippi zu erreichen, sich mit ihm zu vermählen und seinen Namen zu verlieren.

Um das Jahr 1760 stand, eine Strecke vom Sandy = River entfernt, ein einsames Blockhaus. Schon dieser Name deutet auf die Beschaffenheit des Hauses hin. Es war ein plumpes Holzgebäude, dessen Wände aus übereinandergelegten Baumstämmen bestanden und mit einer ungeheuern Moosschicht statt des Daches. Rund um befand sich ein Platz mit Eichen bewachsen, die mit ihren

schönen grünen Kronen hoch über den bescheidenen Schornstein des kleinen Hauses emporragten. Dem Sandy-Flusse näher befanden sich jedoch einige angebaute Felder und vom Morgen bis zum Abend sah man hier oder auch im Walde zwei Männer, welche im Felde arbeiteten oder Bäume fällten und Wurzeln verbrannten.

Der eine war ein junger Mann, erst einige zwanzig Jahr alt, von munterem und starkem Aussehen. Er stützte sich ziemlich oft auf seinen Spaten, um auszuruhen, wo hingegen der Andere, ein gebräunter muskulöser und hagerer Mensch, ununterbrochen arbeitete, als ob Müdigkeit etwas wäre, was er niemals fühlen könne.

„Höre, Jack, ich bin an diese Arbeit noch nicht recht gewöhnt," sagte der junge Mann lachend; „aber warte nur, wenn ich nur erst ein wenig geübt bin, dann wird es schon gehen."

Der Andere blickte auf.

„Ja, ja, Ihr seid der Sohn eines vornehmen Mannes" (er zeigte mit der Hand nach dem Clinchberge, welcher von diesem Platze aus gerade nach Osten lag), „eines vornehmen Mannes da drüben. So ist es mit allen solchen Leutchen, die hier herüberkommen, feine Hände und feine Kleider. — Gott behüte uns davor."

„Ja, Gott behüte uns, Jack, — denn wir wollen etwas lernen."

„Ja, so ist es," entgegnete Jack und fing wieder so fleißig zu arbeiten an, daß der junge Mann fast blos

aus Scham über seine Faulheit ebenfalls mit einem Eifer zu arbeiten begann, der den neuen Anfänger bezeichnete.

„Und Ihr glaubt, so wird es gehen?“ fragte Jack, als er ihm einige Augenblicke zugesehen; „das sieht aus, als ob Ihr mitten durch die Erde hindurchgraben wolltet, so geschwind und so ungleich geht das. Nein, das taugt nichts. Ruhig und langsam müßt Ihr arbeiten, wenn Ihr ein guter Erdarbeiter werden wollt.“

„Nun, Jack, nun wollen wir hineingehen und unsere Büchsen holen; höre nur, wie die Hunde im Stalle heulen, wir müssen nun auf die Jagd.“

„Auf die Jagd jetzt in der Abendkühle?“ sagte Jack, und schaute hinauf nach dem Himmel, wo die Sonne schon nahe daran war, auf der andern Seite des Flusses in den dichten Kieferwald hinabzusinken.

„Ja, wie gesagt — ich weiß einen Hasen stehen.“

Die beiden Männer gingen und einige Minuten darauf hörte man munteres Geräusch in dem Walde und der junge Mann sprang leicht wie ein Reh über Stock und Stein, um an Ort und Stelle zu kommen.

„Buh, wenn ich eine Rothhaut wäre,“ murmelte Jack, „wenn ich eine Rothhaut wäre und richtige Lederstrümpfe an den Füßen hätte, aber jetzt bin ich blos ein Christenmensch. Das halte ich nicht aus.

„Siehst Du, hier taugt wieder Langsamkeit nichts,“ lachte der junge Mann.

„Zieht dem Hasen das Fell nur nicht eher ab, als bis Ihr ihn habt,“ murmelte Jack.

Paff! — Der Hase stürzte.

„Siehst Du, nun werden wir ihm auch das Fell abziehen,“ sagte der junge Mann. „Siehst Du, ein Jeder versteht seine Kunst.“

„Hört! Giebt es denn in Euerm Lande auch ein wenig Ackerland?“

„Ja wohl.“

„Das ist sonderbar.“

„Wie so?“

„Nun seht, es kommt mir immer vor, als ob Ihr im Walde unter Rothhäuten aufgewachsen wäret und nicht unter guten stillen Ackerbauern.“

„Aber, lieber Jack, die Jagd ist bei uns ein vornehmes Vergnügen — der Ackerbau ist nur für das geringere Volk.“

„Hm, und hier geht das geringere Volk in die Wälder und knallt mit seiner Büchse darin herum, und das wohlhabendere pflügt seine Acker, die es vom Vater oder von der Großmutter geerbt hat. Wißt Ihr, daß ich einen alten Holländer kenne, der da draußen am Roanakflusse auf der andern Seite des Berges wohnt.“

„Nun? Was hat der von seinen Eltern geerbt? Vielleicht Ahnen oder Schild oder Wappen?“

„Schild und Wappen? O nein, bewahre, es ist ein großes, großes Gartenland; das hat er schon über vierzig

Jahre bearbeitet und sein Vater vor ihm und dessen Vater vor diesem und dessen Vater vor ...“

„Ja, ja, ich verstehe schon und so fort von der Zeit an, wo die bescheidene Familie von Rotterdam herüberkam.“

„Ganz richtig, von dieser Zeit an wurden sie Amerikaner.“

„Englische Unterthanen, mein alter Freund.“

„Englische ... Nun ja, das versteht sich, allerdings sind wir so zu sagen Engländer und Schotten und Irländer — aber Amerikaner sind wir doch noch ein wenig mehr.“

„Darüber wollen wir nicht weiter streiten, ich weiß, daß Du so sehr Amerikaner bist, daß Du kaum für einen Engländer gelten kannst,“ sagte der Jüngling, indem er sein Wildpret über die Büchse warf und sich auf den Heimweg machte.

„Ja, das glaube ich schon, meine Vorfahren waren Independenten und aus dem Lande Verwiesene und nun auf einmal will man, daß wir im fünften Glied Engländer sein sollen, weil unsere Vorfahren von Haus und Hof aus England hinaus in die Wildniß getrieben wurden.“

Die beiden Männer waren bald wieder nach Hause. Der geschossene Hase sollte zubereitet werden, aber es war keine Bratpfanne und kein Spieß da. Jack aber wußte Rath; er schaffte Lehm herbei und mauerte den Hasen ein,

so daß er ward, wie eine karaibische Mumie, rund wie eine Dattel. Diese Rolle ward hierauf in eine Grube gelegt und dann zündete man oben darauf mit Reisig ein Feuer an. Jack wendete den Braten unaufhörlich und endlich sprang die Lehmhülle in feine Scherben, aus welchen der schönste Hasenbratengeruch hervordrang. Jack lächelte.

„Riechet Ihr, Herr, wie prächtig? Giebt es so was Gutes in Eurem Lande?“

Die Mahlzeit war fertig und die beiden Männer ließen es sich wohl schmecken.

Im Jahre **1770** stand auf derselben Stelle, wo früher das elende Blockhaus gestanden, ein schönes, hellrothes Ziegelsteingebäude mit zwei Flügeln, grünen Fensterrahmen und zwei Schornsteinen auf dem Dache. Hinter diesem Hause standen jetzt nicht mehr wie früher himmelhohe Eichen, sondern an deren Stelle befand sich ein Garten mit Obstbäumen und Sträuchern, die aus dem urbargemachten Boden lustig emporwuchsen.

Gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Flusses lag eine ganze Reihe mehr oder minder gutgebauter Blockhäuser mit ihren Erkern. Es waren nicht alle Häuser, welche die Abendsonne einladen konnten, sich in einigen kleinen blaueingefaßten Fenstern zu spiegeln, die meisten hatten blos eine Art Jalousieen von geflochtenen Binsen vor den Fensteröffnungen.

Der Platz ward von einer Menge Menschen, welche munter arbeiteten, belebt und um die Häuser herum wim-

melte es von kleinen Kindern in weißen Hemden, die barfuß an dem Ufer des Flusses hin- und hersprangen und äquilibristische Kunststücke auf dem kleinen Geländer der eben so kleinen Brücke versuchten, die aus einem Baumstamme bestand. Viel kleiner kann eine Brücke nicht gut sein, besonders wenn sie wie diese, die große Brücke heißt, zum Unterschied von der kleinen Brücke, die weiter oben lag und nur aus einigen über Böcke gelegten Bretern bestand.

Es war an einem Abend im Frühling **1775**. Der junge Mann, den wir früher hier gesehen, war jetzt ein Mann mit sonnverbrannter Haut, ein Bewohner des Waldes und der Wildniß. Seine kleine Anpflanzung hatte sich vergrößert; es wohnten jetzt sechzig erwachsene Menschen auf derselben Stelle, wo er und Jack vorher allein wohnten und noch Mühe hatten, sich zu ernähren, wenn ihnen die Büchse nicht Fleisch und der Spaten Brot schaffte.

Die Sonne glänzte röthlich über die Wälder des Elinchberges und es war in der achten Abendstunde, als man in einiger Entfernnng den Tritt eines trabenden Pferdes hörte und bald darauf einen Reiter ansichtig wurde. Derselbe trug hellgelbe Nankinhosen, einen grünen Rock und einen breiten Strohhut auf dem Kopfe. Er saß etwas ungeschickt im Sattel und schien innerlich unruhig zu sein. So kam er in den Hof hereingetrabt, warf das Pferd herum und kletterte vorsichtig herunter.

„Ah, guten Abend, Jack, nun wie geht es in Salem?"

„Gut, Herr Werner, sehr gut. Meine Schwester läßt grüßen und für die Wolle schönstens danken. Guten Abend, Herr Werner! Der Gaul da stößt wie eine Kanaille — es wird acht Tage dauern, ehe ich wieder ein Mensch werde; ich komme mir gerade vor, wie eine alte Uhr, die auf die Erde gefallen ist — alle Glieder sind mir wie zerschlagen."

„Armer Jack! Trinke einen Schluck Whisky und wasche Dich damit."

„Waschen? Glaubt Ihr denn, Herr Werner, daß man so etwas äußerlich anwendet? Nein, im Innern bin ich so zerrüttet; die Haut hält, Gott sei Dank! noch zusammen."

„Aber Ihr könnt mir glauben," hob Jack wieder an, nachdem er das Pferd aus dem Hofe hinaus auf den grünen Weideplatz geführt, „wenn ich auch entzwei bin, so ist das doch noch gar nichts gegen das, was zwischen dem alten England und uns Amerikanern entzwei ist."

„Wie so?"

„Nun sehet, es war in Massachusetts, — eine Versammlung in Lexington. Wir Amerikaner," sagte er und strich selbstgefällig das Kinn, „wir freien Amerikaner hatten unsern Bevollmächtigten dort, ich meine von Massachusetts ..."

„Nun weiter."

„Nun sehet, das wollte der Engländer, der General Gage nicht leiden, sondern kam mit seinen Rothröcken hin."

„Er machte doch keinen Angriff auf das Volk?“ fragte Werner mit steigender Wärme.

„Auf das Volk? Auf dieses allerdings nicht, sondern auf die Bevollmächtigten des Volkes in Lexington und sie wurden geschlagen und ein ganzer Haufen getödtet. Nun wird man sehen, daß der Congreß rasend wird und uns freispricht, — ja das thut er, der Congreß läßt nicht mit sich spielen.“

„Nein, bei Gott, das dürfen wir nicht dulden,“ rief Werner, „nein, nein, und wenn ich auch niemals mein Vaterland wiedersehen sollte. Nein, nein! Amerika soll nicht länger England mästen, welches sich wie eine Schmarotzerpflanze um diesen herrlichen Baum schlingt.“

„Hm,“ sagte Jack, „ich glaube, Herr Werner ist auch ein Amerikaner geworden, ein so guter Schwede er auch sonst ist.“

„Lieber Jack, ich bin allezeit da, wenn die Rechte des Volkes in Frage kommen. In Schweden will ich einen König haben, weil dies ein Königreich ist, dessen Volk einen Kern haben muß, um den es sich sammeln kann; hier dagegen in einem Gouverneurreiche, wo der König nach der Laune der Minister des Mutterlandes ein- und abgesetzt wird, kann das Volk recht gut diesen Repräsentanten einer Macht entbehren, die es nicht schützt, sondern nur unterdrückt. Siehst Du, in Europa kämpfe ich für das Königthum und in der neuen Welt für den Freistaat oder die Republik.“

„Ganz richtig," sagte Jack, der nicht die Hälfte davon verstand, aber auch nicht unwissend scheinen wollte.

Nicht lange darnach schlossen sich die dreizehn Provinzen zu einem selbstständigen Staate zusammen. Washington trat an die Spitze der Angelegenheiten und das Volk ward zum Widerstande gegen die Miethlingstruppen des Mutterlandes aufgeboten. Werner (so nannte sich Wernerhjelm in seiner neuen Heimath) ging mit einigen der jüngern Leute von seiner Pflanzung zur Armee und ward, wie Alle die schon im Kriegsdienste erfahren waren, sogleich zum Hauptmann ernannt.

Er wohnte den meisten Schlachten des sechsjährigen Krieges, welcher jetzt entstand, bei und war bis zum Grade eines Obersten gestiegen, als er in der Schlacht bei Yorkstown von einer Kugel getroffen ward, die ihm das rechte Bein wegriß und ihn sterbend zur Erde warf. Er hätte sich verblutet, wenn nicht Jack, der seinem Regiment als Zimmermann gefolgt war, noch Zeit genug seinen Herrn erblickt, sein Hemde entzweigerissen und ihn verbunden hätte.

Hierauf nahm er ihn auf seine breiten Schultern und trug ihn aus dem Kugelregen.

„Das war so eine nichtswürdige englische Kugel," sagte er. „Euer Bein ist so schön weggeputzt, als wenn es mit einem scharfen Beile abgehauen wäre. Aber tröstet Euch, zu Hause in Wernerhill braucht Ihr nicht mehr als Ein Bein und zu dem andern finden wir im Walde noch Holz genug."

So suchte er den Verwundeten zu trösten, während der Donner der Geschütze und das Feuer der Musketen, Musik, das Gewimmer der Sterbenden und der Hufschlag der Pferde ringsum Erde und Luft erbeben ließen.

„Victoria, Victoria!“ riefen endlich mehrere Stimmen vor dem Hause, „der Sieg ist unser. Cornwallis ist gefangen ... ha, ha, ha! Washington for ever, for ever, for ever! Hurrah!“

„Hört Ihr?“ sagte Jack.

„Ja, ich höre es; Washington for ever!“ rief der Verwundete mit starker Stimme.

„Na, schrei't nicht so, der Verband geht ja auf,“ ermahnte Jack.

Victoria! wirbelten die Trommeln, Victoria! schmetterten die Trompeten, Victoria! Amerika ist frei.

Der Kranke lächelte wehmüthig.

„Weißt Du was, Jack,“ sagte er, „es verlohnt sich kaum der Mühe, nach Hause in mein Vaterland zu reisen, seitdem ich das eine Bein bei Yorkstown gelassen habe.“

„Warum nicht, Herr? Ihr werdet auch so willkommen sein.“

„O, das weiß ich, aber gleichwohl ... ich fange an, alt zu werden, siehe, es zeigen sich schon graue Haare an meinen Schläfen, ich bin nun bald ein Greis ... ein Greis auf hölzernen Beinen. Nein, ich bleibe nun hier in meinem freien zweiten Vaterlande. Ich sehe Euch nicht wieder, auch wenn ich von dieser Wunde wieder genäse.“

„Wen meint Ihr mit dem Euch?“

„Lieber Jack, ich meine meine Verwandten da drüben.“

„Nun, Gott weiß es, wir sehen es nicht gern, wenn Ihr fortreis't. Ihr versprecht vielleicht wohl wiederzukommen, aber wenn es um und um kommt, so bleibt Ihr da drüben und wer bekommt dann Eure Pflanzung? Wir bekommen vielleicht einen unfreundlichen Arbeitsherrn. Deshalb sei Gott gelobt, daß er Euch das Bein genommen, Oberst.“

Der Kranke war sehr ermattet. Noch war kein anderer Verband angelegt als der, den Jack aus seinem Hemde verfertigt hatte, und dieser genügte den Regeln der Kunst ganz gewiß nicht.

Erst am folgenden Tage kam der Wundarzt. Er schüttelte den Kopf, aber schwieg — es war das so seine Gewohnheit, wenn er vornehme Patienten zu behandeln hatte. Er machte dann allemal ein bedenkliches Gesicht.

Werner machte in Folge dieser bedenklichen Miene sein Testament, aber seine kräftige Natur siegte und nachdem er zwei Monate im Hospital zugebracht, war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Hause nach Wernerhill reisen konnte.

Während des allgemeinen Wirrwarrs und durch die Blockade der Küsten durch die feindlichen Geschwader, war der Postenlauf unterbrochen und Katharina erhielt auf diese Weise drei Jahre lang keine Nachricht von Friedrich.

Nach dem theuer erkauften Siege schrieb er aber an

seine Eltern und an Katharina. Er meldete ihr seine Absicht, in seinem neuen ihm nun doppelt theuern Vaterlande zu bleiben, sagte ihr, daß er ein Krüppel sei und daß er seine Pflanzung, wo jetzt ein ganzer kleiner Staat um ihn her aufblühe, nicht verlassen könne und nicht verlassen wolle.

Katharinens Antwort athmete ruhige Freundlichkeit. Beide waren nun über das Alter der glühenden Leidenschaft hinaus und eine sonnenwarme Freundschaft blieb zurück, gleichwie der sommerwarme Abend den glühenden Mittag ablöſ't und den Horizont freier und die ganze Landschaft herrlicher, markiger und grüner erscheinen läßt, als jemals zuvor.

XV.

Mariane und das Muttersöhnchen.

Fräulein Marianens Flucht zur Familie des Bürgermeisters Rehnhorn war eben so ehrenvoll und schmeichelhaft, als da die Königin Christine die Religion wechselte und zum Papst reis'te.

Sie ward auf die allerfreundlichste Weise empfangen, sie bekam ihr eigenes Zimmer, ihre eigene Dienerin und war mehr als Schwester, mehr als Tochter für dies edle Paar, welches sie niemals anders nannte, als den guten Engel des Hauses.

Der Herr Vormund bezog inzwischen die Einkünfte von den Grundstücken des Fräuleins und die Zinsen von ihrem Gelde, und schrieb auf seine Vormundschaftsrechnung jede Kleinigkeit, welche der gute Engel des Hauses bekam oder verschenkte.

Es war klar, daß der Grund zu dieser ganzen Freundschaft jener gemeinsame Haß gegen Katharinen

von Dernath war. Durch den Prozeß ward dieser Bund noch fester geknüpft und erhielt, als dieser verloren ward, eine ewige Dauer, weil Mariane nun der Ansicht war, daß sie auf Erden keine Gerechtigkeit finden könne und nun Niemanden mehr zum Freunde habe, als Gott und die Rehnhorn'sche Familie.

Dieses intime Verhältniß zwischen der Familie und dem Fräulein fand einen Vereinigungspunkt durch den kleinen Adolf, der der Mama und bald auch Marianens Liebling war. Dieser kleine Knabe war so lebhaft, seine kleinen Einfälle waren so naiv und belustigend, mit Einem Worte: es war ein allerliebstes Kind mit Grübchen auf den Knieen und im Gesicht, und als solches bekam es fortwährend Zucker von der Mama, schlug die Dienstmädchen, wenn sie ihm seinen Willen nicht thun wollten, und brannte der Katze den Schwanz an, wenn es sich ein Vergnügen machen wollte.

Der kleine Adolf ward einzig und allein von seiner Mutter erzogen, denn der Vater arbeitete, wie die Gattin sagte, wie ein Sklave Tag und Nacht, um für Frau und Kind zu sorgen, und hatte daher nicht Zeit, selbst nach seinem Knaben zu sehen. Adolf erhielt daher seine Erziehung von der Mama, seine Schulbildung durch das Fräulein, denn ihn durch einen „gemeinen Menschen" unterrichten zu lassen, wäre der Mama schrecklich gewesen, und auf diese Weise ausgerüstet, sollte er zuletzt der Erbe eines reichen Vaters werden und Besitzer von Geldsum-

men, deren Erwerbung durch Mittel geschah, die er weder kannte, noch kennen lernte.

Daß es gleichwohl hinsichtlich Papa's Reichthum nicht so ganz mit rechten Dingen zuging, hörte er von den Mägden.

So wuchs das Muttersöhnchen heran, ward mit jedem Jahre größer, stärker und schwerer zu leiten, und fing zeitig an, außerhalb des Hauses zu leben und sich zu ihm ähnlichen Freunden zu halten. So verging ein Jahr nach dem andern, bis endlich sein Vater ihn zu einem Regimente schaffte. Es ist klar, daß er als ein reicher Erbe das Patent bezahlen und mit den Kameraden leben konnte. Auf diese Weise ward bald der Lieutenant Adolf aus ihm, ein langer, junger Mann mit Haarzopf und Locken hinter den Ohren, der das ganze Jahr Nichts weiter that, als, wie man zu sagen pflegt, sich amüsirte und blos dann und wann in ungleichen Zwischenräumen, wie das damals zu geschehen pflegte, mit seiner Compagnie exercirte, das heißt, mit dem Hauptmann und den Unteroffizieren auf die Jagd ging, während die Compagnie der Heuernte oblag oder Strohdächer verfertigte.

Die früher so frische Gesichtsfarbe des jungen Adolf erblich mit den Jahren, die Augen traten immer weiter hervor, einige breite Falten zogen sich von dem Nasenwinkel herunter an dem Munde vorbei, er sah schläfrig oder, wie man es nennt, duselig aus, und bekümmerte

sich weder um die Mama, noch um Fräulein Mariane, welche auf diese Weise vollkommen Ursache hatten, sich über die jungen Männer im Allgemeinen zu beklagen. Es war klar, da Adolf so war, so mußten nothwendig alle anderen jungen Männer eben so sein.

Während dieser ganzen Zeit hatte sich dann und wann bei Fräulein Mariane ein Freier angemeldet. Die schönen Grundstücke und das baare Vermögen entzündeten die Herzen vieler heirathslustigen Männer, aber Alle scheiterten, bevor sie bis an das Ziel ihrer Wünsche vorzudringen vermochten. Der Vormund war die versteckte Klippe, welche jede Berechnung der Fahrt vereitelte und an welcher glücklich vorüber zu kommen unmöglich war.

Fräulein Mariane hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Insel der Südsee; ihre Blüthenwelt war von einer kreisförmigen Korallenbank umschlossen, welche jeden Versuch, den Strand zu erreichen, unmöglich macht. Diese Bank war die ganze Familie — sämmtliche Mitglieder derselben bewachten wie ein Kleinod das reiche Fräulein, die süße Mündel, des Hauses „guten Engel.“

Das alte Parteiwerkzeug, jetzt Hausvater, war einer von jenen Menschen, die sich in dieser Welt nicht ordentlich ausnehmen, dagegen aber ganz vortrefflich in einer Leichenrede.

Die Zeit zu dieser Erhöhung nahte heran, der Bürgermeister bekam einen trockenen Husten, schwitzte, wenn

er gegessen hatte und aß wenig. Die Haut des Gesichts ward pergamentartig, schloß sich dicht an die Backenknochen an, die kleinen funkelnden Augen zogen sich in ihre Höhlen zurück und guckten (man erlaube mir diesen Vergleich) daraus hervor, wie eine Katze aus einem Kellerloche. Alles deutete darauf hin, daß der gute Mann bald die Grenze des Lebens überschreiten würde, oder mit Einem Worte, im Begriff stand, sich aus einem „lieben Vater“ in einen „seligen Papa“ zu verwandeln.

Seine Gattin nahm diese Anzeichen mit ziemlicher Ruhe hin; sie war religiös und zufrieden mit Gottes Schickungen, denn sie wußte, daß Niemand glücklicher sein kann als Die, welche von hinnen scheiden. Während der Zeit brachte sie Alles in Ordnung, um nicht als Witwe in eine üble Lage zu gerathen.

Fräulein Mariane dagegen wollte keinen andern Vormund haben und ersuchte daher ihren jetzigen, sie für mündig erklären zu lassen. Er that dies, weil dann das Fräulein ihn selbst seiner Vormundschaftsverwaltung entheben konnte und — sie ward wirklich mündig und enthob ihn seines Amts.

Es schien, als ob dies die letzte Handlung des guten Mannes sein sollte. Eines Tages, als man in sein Zimmer kam, saß er in seinem Lehnstuhle und war todt; mit einem leichten Seufzer war er ein „seliger Papa“ geworden.

Adolf war bei seinem Regimente, als dies geschah, aber es ward sogleich nach ihm geschickt.

„Heda, Herr Lieutenant, ich gratulire ... der Fähnrich Björn kam so eben ... ich gratulire."

„Was giebt es denn, Herr Hauptmann?" fragte Lieutenant Rehnhorn.

„Nun, ich gratulire. Der Alte ist hinüber..."

„Mein Vater?"

„Ja wohl; er ist selig entschlafen."

„Wenn das wahr ist, so gebe ich dem ganzen Regimente einen Schmaus, der drei Tage dauern soll. Die armen Gefangenen sollen nun erlös't werden."

„Ich wußte schon, daß das eine gute Neuigkeit wäre. Also, Jungens, nun wollen wir ein wenig Branntwein in die Jagdtasche stecken und bis zum Mittag einen Hasen schießen, unserm Lieutenant zu Ehren, der nun ein gemachter Mann ist. Feldwebel, laßt die Compagnie inzwischen das Heu einfahren!"

Die Herren gingen auf die Jagd. Adolfs Füße waren gleichsam beflügelt; man trank aus der Flasche, schoß einen Hasen und kam wieder nach Hause.

Die Frau Hauptmännin empfing sie äußerst freundlich, und selbst die Tochter, welcher Lieutenant Adolf seine Complimente machte, war heute freundlicher und sanfter als je. Bei Tische kam der Lieutenant neben Beate zu sitzen; man trank — vielleicht ein wenig zu viel. Der Lieutenant nannte den Hauptmann seinen Schwiegervater, die Hauptmännin seine Tante, und endlich — mirabile dictu —

Fräulein Beate sogar seine Cousine. Der ganze Tag verging in Frohsinn, Adolf war die Freude selbst und saß und schwatzte mit Beate den ganzen Abend. Sie tranken zweimännisch nach alter Väter Weise und endlich ward der Lieutenant in seine kleine Kammer geführt, wo er sogleich in festen Schlaf verfiel.

Am folgenden Tage war der Lieutenant etwas „dämlich“ und saß mit ausgestreckten Beinen und gekreuzten Armen da und dachte nach, was eigentlich am Abend vorher geschehen sei, als die Frau Hauptmännin Krakelbork eintrat.

„Nun, mein lieber Schwiegersohn, wie geht Dir's?“

„Ganz gehorsamster Diener, Frau... aber was soll denn das heißen?“

„Beate wird gleich auch hereinkommen. Ihr habt gestern allerdings ein wenig zu viel getrunken. Der Papa ist noch gar nicht im Stande, aufzustehen, ha, ha, ha!“

„Guten Tag, bester Adolf!“ sagte jetzt Beate, welche eintrat und auf ihn zuflog.

„Aber wie hängt nur das Alles zusammen?“

„Nun, kennst Du mich denn nicht mehr, Cousin Adolf?“

„Ja, Cousin, Cousin, das weiß ich wohl.“

„Ach,“ unterbrach ihn die Hauptmännin, „ich war

gestern Abend so gerührt, da ich Euch als Verlobten meinen Segen gab ... Ach, wir Beide, Papa und ich, legten unseren Segen auf Eure Häupter nieder."

„Aaah ... soo ..." sagte Adolf, „also ... ich bitte um Verzeihung, also es war wirklicher Ernst?"

„Ja, Du hast Dein Versprechen vor Gott gegeben, er hörte es und" — setzte die Hauptmännin hinzu — „auch Dein seliger Vater."

„Und der Teufel vermuthlich auch," unterbrach sie der Lieutenant, „doch kommt nichts weiter darauf an... es ist gut, daß ich eine Frau bekomme, um meiner Mutter die Spitze bieten zu können; die eben so wie das alte Fräulein ganz gewiß Lust hat, die Herrschaft über mich an sich zu reißen."

„Nein, Du bist ein selbstständiger Mann, guter Adolf," flüsterte das Mädchen und schmiegte sich an den jungen Mann, der mit seinen hellgrauen, hervortretenden Augen sein Glück betrachtete.

„Deine Augen glühen von Liebe," sagte das Mädchen und schauete ihren Bräutigam an; „Du hast so sprechende Augen," rief sie, und ließ ihren Blick auf seinem Augenpaare weilen, welches am Meisten einem Paar Tassen Hafersuppe mit einer Semmel darin glich.

„Glaubst Du das, liebes Beatchen?" fragte der Lieutenant und umarmte sie zum ersten Male nach der Verlobung.

Die Sache war sonach mit nüchternem Sinne be-

stätigt und das junge Paar wechselte die Ringe, ehe noch die Mama zu Hause ein Wort davon wußte, denn als der Lieutenant zum Begräbniß des Vaters kam, trug er den Ring am Finger und sah auf diese Weise merkwürdig aus, wie das gewöhnlich ist, wenn man aus der freien Bahn des Junggesellenlebens in den Blumensteig der Ehe einlenkt. Dann nimmt man nämlich eine ganz andere Art zu sprechen und sich zu benehmen an — Etwas, was durch die Regel charakterisirt werden könnte, daß man den einen Fuß nicht eher fortsetzen soll, als bis man mit dem andern feststeht.

So war es auch mit dem Lieutenant, welcher steif und gerade die Brauen emporzog, die eine Hälfte der Augäpfel durch die Wimpern bedecken ließ und sagte:

„Meine Beate und ich haben beschlossen, ein Landgut zu kaufen, um uns zur Ruhe zu setzen.“

Ein Jahr darnach, als die Hinterlassenschaft getheilt und die Auction gehalten war, trat der Lieutenant in den Ehestand ein. Es ward ein munteres Leben draußen in Säbydal (so hieß das Landgut) geführt. Beinahe das ganze unverheirathete Offiziercorps des Regiments war da wie zu Hause und in allen Zimmern standen einschläferige Betten, der Rasirspiegel auf dem Pult und der Stiefelknecht unter dem Bett.

Das junge Paar führte ein sehr muntres Leben, aber das Landgut selbst fing an in ökonomischer Beziehung nicht zum Besten auszusehen. Die Saat stand

dünn und ungleich, das Wasser ward faul in den Teichen, Windbrüche machten die Jagd beschwerlich und das Zuchtvieh war schlecht gehalten — mit Einem Worte: Alles gerieth in Verfall.

Der Lieutenant und seine Gemahlin fanden sich deshalb aber noch nicht veranlaßt, sich einzuschränken, und würden sich erniedrigt gefühlt haben, wenn sie ihre Einladungen hätten vermindern sollen, und daher ward der Stand der Angelegenheiten ein immer schlimmerer. Die junge Gattin beschenkte ihren Gemahl mit einem Mädchen, welches in der Taufe den Namen Sigrid erhielt, auf den Wunsch der Pathe, Fräulein Mariane, welche dadurch das Andenken ihres Vaters ehren wollte. Sie schenkte ihnen einen großen silbernen Becher mit dem Rehnhorn'schen Wappen auf der einen und dem Dernath'schen auf der andern Seite, aber damit war nicht viel geholfen. Es war unverkennbar, daß die gute Laune in demselben Grade abnahm, wie das Unglück sich vermehrte, und endlich, als Sigrid vier Jahre alt war, fiel ihre Mutter dem Grame und der Ermattung zum Opfer.

Das kleine Mädchen war allein im Zimmer, als sie starb; sie spielte mit den herabhängenden Locken der Todten, als der Vater von einem Frühstück hereinkam, welches einige Kameraden mit ihm theilten. Es war allerdings nicht ein so feines Frühstück, wie die früheren, aber gleichwohl von den nur noch geringen Mitteln des Hauses bestritten.

„Himmelelement, ich glaube, Beate ist todt!“ sagte er, zur Hälfte von Spirituosen, zur Hälfte von Schmerz gerührt, denn er hielt wirklich auf seine Beate, - das heißt, nach seiner Art.

Er nahm das Kind auf den Arm und ging hinaus zu seinen Kameraden, die noch um den Frühstücktisch saßen und pokulirten.

„Seht, Freunde, nun hat das Mädchen da keine Mutter mehr,“ sagte Adolf und hob das Kind in die Höhe.

„Was, was, ist Deine Frau todt? Das ist ja recht rasch gegangen, ganz unvermuthet ... Sie hat ja noch nicht einen Monat gelegen.“

„Na, was hilft das Alles... Was soll ich aber nun mit dem Kinde da machen? Es ist ja Niemand hier, der es erziehen kann... Nun, was sagt Ihr dazu, Kameraden?“

Die guten Kameraden zeigten bedenkliche Mienen. Endlich sagte einer:

„Donnerwetter, Deine Mutter lebt ja noch!“

„Ja, freilich lebt sie noch, sonst brauchte ich Euch nicht Häringe und Rübenmuß zum Frühstück vorzusetzen ... Allerdings lebt sie noch, aber seht, wir sind nicht einig mit einander. Sie ist so geizig, daß Sigrid Nichts zu essen bekäme. Nein, ich danke, zu meiner Mutter nicht.“

„Nun, Du kannst sie ja irgendwo in Pension geben,“ äußerte ein Anderer.

„In Pension? Glaubst Du denn, daß meine Mit-

tel mir erlauben, sie in Pension zu geben? Das kostet contantibus in manibus.“

„Aber was sagst Du zu Fräulein Mariane von Dernath?“ fragte der Erste.

„Ja, da habt Ihr meiner Seele Recht! Du sollst zur Tante Mariane, sie ist Deine Pathe ... Also auf diesen Entschluß wollen wir noch einen Schluck trinken.“

Acht Tage darauf saß das kleine Mädchen auf einem kleinen Schemel zu Fräulein von Dernath's Füßen und spielte mit einer dicken Katze, deren eigentliches Geschäft nur im Schlafen bestand, die aber doch auch miauen und mit dem Kinde spielen konnte.

Fräulein Mariane war nun ziemlich alt, aber das Alter hatte ihr Aussehen nur wenig verändert. Sie gehörte zu jenen Personen, die selbst als getrocknete Mumien noch ihre ursprüngliche Farbe und Form beibehalten.

Sigrid versprach schön zu werden, obschon eine kleine Aehnlichkeit mit ihrem Vater um die weiße Stirn schwebte, ein Familienkennzeichen, welches sich eben so bei den Blumen wie bei den Menschen findet, obschon die eine Gift und die andere Heilkräfte enthalten und das eine Individuum in moralischer Hinsicht eben so niedrig, als das andere hoch stehen kann.

Fräulein Marianen's Alter, ihre Einsamkeit, ihr Mündigkeitszustand und die beständige Gewohnheit, von

ihrem Vormund und Allen, mit denen sie in Berührung kam, geschmeichelt zu werden, hatten sie zu etwas über alle Maßen Unfehlbarem gemacht, zu einer jener strengen, gerechtigkeitliebenden und seelenreinen Personen, welche über alle Lebende zu Gericht sitzen und ohne Widerrede wissen, wie Gott über Alles und Alle urtheilen wird. Sie war daher nach ihrem Glauben eine vollkommene Christin und fand, je älter sie ward, diese Welt immer sündhafter und ihrer innersten Verachtung immer würdiger.

Es war sonach klar, daß sie in Sigrid's Herzen alle kindliche Freude, die darin aufwachsen wolle, zu unterdrücken suchte — sie erkältete durch den Eishauch der Moral jeden dieser zarten Halme, sie trocknete jede Quelle der Freude auf, riß jede kindische Hoffnung mit der Wurzel heraus, weil sie verlangte, daß die Seele des Kindes eben so unfruchtbar werden sollte, wie ihre eigene. Aber eben diese strenge Moral, die sie in einer Richtung hart machte, verleitete sie auf einer andern Seite zu Handlungen, die mit ihrem bessern Wissen in direktem Widerspruch standen.

Der hohe Stand, den sie unter der Menschheit in religiöser und moralischer Hinsicht einnahm, ihre eingebildete Eigenschaft einer wirklichen Christin verleitete sie zu demselben Fehler, den diese neumodische Bildung oft begeht. Sie wollte nämlich unaufhörlich die Gefallenen aufheben, gleichwie die „Besseren“ in dieser Welt darauf versessen sind, die „Sündhaften“ zu bessern, während sie

durch dieses Werk selbst nur daran arbeiten, sich und Andere zu verschlimmern. Es liegt gleichwohl etwas Großartiges darin, die Verwahrlos'ten aufheben zu können, so daß sie sehen, welcher Engel sie gerettet hat. Es giebt nur wenige Menschen, die sich damit begnügen, das Gute zu thun, ohne dabei gleichsam ein Patent für ihre Erfindung zu verlangen.

Es gab Niemanden, der der Fürsorge des alten Fräuleins näher gestanden hätte, als der Hauptmann Rehnhorn. Von seiner Kindheit an war sie seine Stütze gewesen — er hatte sich von ihr abgewendet, aber das Schicksal hatte ihn dafür hart gestraft. Er war ziemlich tief gefallen, aber das hätte nicht so absonderlich viel ausgemacht, wenn nicht auch seine Angelegenheiten ganz in Unordnung gekommen wären. Sobald dies bekannt ward, fanden alle seine Freunde, daß Rehnhorn ein „miserabler Mensch ohne Herz und Kopf" war und nun ward er seinerseits ein reuevoller Sünder, denn es ist ganz unglaublich, wie viel Religiosität und Tugend in einem leeren Geldbeutel steckt.

Er sah nun deutlich ein, daß die „gute Mariane" doch, wie der selige Papa sie nannte, der „gute Engel des Hauses" war; er sah ein, wie glücklich er sein konnte, wenn er nur ihrem Rathe folgte, und er sah auch ein, wie leichtsinnig und unmoralisch er gewesen, als er der Tugend und dem guten Engel den Rücken gewendet, so oft es geschah, daß sie, die milde und christliche Liebe selbst, ihm eine kleine Unterstützung zukommen ließ.

Dies wiederholte sich oft. Der Hauptmann Rehnhorn besuchte Marianen regelmäßig und das Fräulein erkannte mit jedem Tage mehr, daß Gott sie zu einem Werkzeuge ausersehen, um den reuigen Hauptmann zur Erkenntniß und Gnade zurückzuführen.

So ging das einige Jahre fort, da faßte endlich das Fräulein den Beschluß, den Hauptmann nolens volens zu einem Edelmanne zu machen und zur außerordentlichen Verwunderung der ganzen Umgegend verbreitete sich das Gerücht, daß Fräulein Mariane von Dernath ein christliches Ehebündniß mit dem Hauptmann Rehnhorn eingehen werde. Sie war allerdings bedeutend älter als er und hatte im Ganzen genommen, wenn man ihre unerschütterliche Religiosität und ihre noch nicht verpfändeten Landgrundstücke abrechnete, in den Augen der Welt gerade nichts sehr Angenehmes, aber das will doch weiter nicht viel sagen, wenn eine adelige Dame sich entschließt, einen Hauptmann vom Verderben zu retten.

Mariane hatte keine Freunde, ja sogar Niemanden, der gewagt hätte, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie im Begriff stand, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, denn ihre eigene Unfehlbarkeit war viel zu groß, um Bemerkungen von Anderen zu dulden. Alle ihre Freunde fanden daher die Verbindung ganz passend, und die Freunde des Capitains überzeugten sich einer nach dem andern, daß Rehnhorn ungeachtet aller seiner Fehler im Ganzen genommen ein „ganz scharmanter, braver Kerl“ sei.

durch dieses Werk selbst nur daran arbeiten, sich und Andere zu verschlimmern. Es liegt gleichwohl etwas Großartiges darin, die Verwahrlos'ten aufheben zu können, so daß sie sehen, welcher Engel sie gerettet hat. Es giebt nur wenige Menschen, die sich damit begnügen, das Gute zu thun, ohne dabei gleichsam ein Patent für ihre Erfindung zu verlangen.

Es gab Niemanden, der der Fürsorge des alten Fräuleins näher gestanden hätte, als der Hauptmann Rehnhorn. Von seiner Kindheit an war sie seine Stütze gewesen — er hatte sich von ihr abgewendet, aber das Schicksal hatte ihn dafür hart gestraft. Er war ziemlich tief gefallen, aber das hätte nicht so absonderlich viel ausgemacht, wenn nicht auch seine Angelegenheiten ganz in Unordnung gekommen wären. Sobald dies bekannt ward, fanden alle seine Freunde, daß Rehnhorn ein „miserabler Mensch ohne Herz und Kopf" war und nun ward er seinerseits ein reuevoller Sünder, denn es ist ganz unglaublich, wie viel Religiosität und Tugend in einem leeren Geldbeutel steckt.

Er sah nun deutlich ein, daß die „gute Mariane" doch, wie der selige Papa sie nannte, der „gute Engel des Hauses" war; er sah ein, wie glücklich er sein konnte, wenn er nur ihrem Rathe folgte, und er sah auch ein, wie leichtsinnig und unmoralisch er gewesen, als er der Tugend und dem guten Engel den Rücken gewendet, so oft es geschah, daß sie, die milde und christliche Liebe selbst, ihm eine kleine Unterstützung zukommen ließ.

Dies wiederholte sich oft. Der Hauptmann Rehnhorn besuchte Marianen regelmäßig und das Fräulein erkannte mit jedem Tage mehr, daß Gott sie zu einem Werkzeuge auserſehen, um den reuigen Hauptmann zur Erkenntniß und Gnade zurückzuführen.

So ging das einige Jahre fort, da faßte endlich das Fräulein den Beschluß, den Hauptmann nolens volens zu einem Edelmanne zu machen und zur außerordentlichen Verwunderung der ganzen Umgegend verbreitete sich das Gerücht, daß Fräulein Mariane von Dernath ein christliches Ehebündniß mit dem Hauptmann Rehnhorn eingehen werde. Sie war allerdings bedeutend älter als er und hatte im Ganzen genommen, wenn man ihre unerschütterliche Religiosität und ihre noch nicht verpfändeten Landgrundstücke abrechnete, in den Augen der Welt gerade nichts sehr Angenehmes, aber das will doch weiter nicht viel sagen, wenn eine adelige Dame sich entschließt, einen Hauptmann vom Verderben zu retten.

Mariane hatte keine Freunde, ja sogar Niemanden, der gewagt hätte, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie im Begriff stand, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, denn ihre eigene Unfehlbarkeit war viel zu groß, um Bemerkungen von Anderen zu dulden. Alle ihre Freunde fanden daher die Verbindung ganz passend, und die Freunde des Capitains überzeugten sich einer nach dem andern, daß Rehnhorn ungeachtet aller seiner Fehler im Ganzen genommen ein „ganz scharmanter, braver Kerl" sei.

Endlich erschien die öffentliche Bekanntmachung und die ganze Umgegend gratulirte, denn Alle wollten mit auf der Hochzeit sein, wo die Freude auf's Höchste stieg.

Selbst die kleine Sigrid amüsirte sich einmal, obschon es in der geschnürten, gezwungenen Tracht nicht recht gehen wollte. Der Hauptmann Rehnhorn war, wie man zu sagen pflegt, ganz und gar aus dem Häuschen und schon der Confirmationstag seiner Rettung schloß damit, daß der gute Bräutigam ein wenig zu viel trank.

Der Anfang war daher nicht sonderlich hoffnungsvoll und was das Schlimmste war, es schien als ob der Hauptmann mit einem Male einen Harnisch angelegt hätte, denn alle Vorstellungen seiner Gattin prallten von seiner bepanzerten Brust ab, wie stumpfe Pfeile.

Frau Mariane — oder Ihre Gnaden die Freiherrin, wie sie in christlicher Demuth sich nennen ließ, ließ kein Mittel unversucht, ihren störrigen Gatten zum Guten zurückzuführen, aber die einzige Folge dieses Versuchs war, daß er ihre Gesellschaft lästig fand und dieselbe so viel als möglich mied. Inzwischen hatte er sich der Führung der Vermögensangelegenheiten bemächtigt, so daß Ihre Gnaden die Freiherrin sich nicht darum zu bekümmern brauchte, desto mehr aber hatte sie Mühe, das zu bekommen, was sie selbst bedurfte.

Sigrid war während mehrerer Jahre die einzige unglückliche Gesellschafterin ihrer Stiefmutter, denn wenn die gute Freiherrin vorher die vortrefflichste aller Frauen gewesen war, so ward sie jetzt etwas noch Besseres — eine Märtyrerin.

Es giebt im Allgemeinen wohl keine lästigerern Menschen, als sogenannte Märtyrer — sie glauben Alle, weil sie unrichtig behandelt werden, ein Recht zu Allem zu haben und begehen aus diesem Grunde eine Dummheit nach der andern. Die Märtyrerglorie ist unveräußerlich und haftet fest an dem Haupte, auf welches sie sich einmal niedergelassen. Es giebt daher auch nichts Gefährlicheres, als die Märtyrerkrone auf das Haupt eines Menschen zu setzen, denn von diesem Augenblicke an ist er etwas und bedeutet etwas und zwar blos deshalb, weil er ein einziges Mal Unrecht gelitten hat.

Der Hauptmann Rehnhorn fand es daher eben nicht angenehm, mit einer Märtyrerin verheirathet zu sein und ein Mann kann dadurch wohl veranlaßt werden, das Haus zu räumen, denn Hausfrauen mit einem Heiligenschein um ihre Schläfe haben stets eine ganze Versammlung klagender Seelen um sich und werden in demselben Grade mächtiger, als sie unerträglich werden. Aber Sigrid mußte dagegen unter dem Unglück ihrer Mutter leiden. Nicht genug mit dieser ewigen eintönigen Mühseligkeit ward die Mutter auch hart gegen das Mädchen um des Vaters willen und warf dem Kinde seine Fehler vor, während sie

zugleich diesem jungen Gemüthe ihren Menschenhaß einzuimpfen suchte.

Als Urbild alles Bösen hatte sie ein- für allemal Katharinen von Dernath gewählt, ihre beneidete Genossin am Hofe, ihre glückliche Nebenbuhlerin beim Vater, welche dessen Erbe mit ihr theilte.

Sigrid erhielt daher eine Schilderung von der Stiefmutter ihrer Schwägerin, nach welcher sie sich die Freiherrin auf Sigurdsnäs als eine Vereinigung alles Schwarzen und Niedrigen vorstellte, was es auf der Welt geben könnte.

Der Capitain hielt sich außer dem Hause. Die ersten Jahre hindurch ging er auf die Jagd, aber dazu verlor er endlich auch die Lust und griff dann um desto fleißiger zur Karte und reis'te rings umher zu Allen, die spielen wollten, obschon er es niemals so weit brachte, daß er in sein Haus eine Spielgesellschaft hätte einladen dürfen.

Das glückliche Paar hatte auf diese Weise einige Jahre „beisammen“ gelebt, als den Hauptmann nach einer durchschwelgten Nacht der Schlag rührte, so daß er sich auf einmal, ohne selbst zu wissen wie, in der Ewigkeit befand.

Niemand betrauerte den guten Freund Rehnhorn, denn fast Jeder war der Ansicht, es sei Zeit gewesen, daß

ihn unser Herrgott zu sich genommen. Er hatte sich nämlich so bedeutend verwickelt, daß er ohnedies nicht lange mehr sich hätte halten können.

Es entstand Concurs. Das Vermögen der Freiherrin ging größtentheils drauf und nicht lange darauf finden wir die beklagenswerthe, stolze, unfehlbare und haßerfüllte Weltverbessererin in einem Dorfe bei ihren vormaligen Unterthanen wohnen. Aber nun bekamen die Menschen einen Werth für sie, nun freute sie sich über ein freundliches Wort. Jetzt fand sie Vergnügen an Sigrid's unschuldiger Freude, welche jetzt frei und ungehindert aufwuchs.

Sigrid entwickelte sich auf diese Weise mit mehr Freiheit, sie ward ein Mensch, denn ihre Rolle eines blosen Werkzeuges hatte sie nun gegen die einer Stütze für ihre arme Mutter vertauscht.

Mariane mußte die schwere Schule durchmachen, wo Uebermuth und Unfehlbarkeit mit der Wurzel herausgerissen werden, um für eine edlere Saat Platz zu machen. Die Seele empfindet tiefen Schmerz in Bezug auf jede große Eigenschaft, die man zu besitzen geglaubt und die nun spurlos verschwindet. Aber aus der Wunde schießt eine andere, bessere, frischere und hoffnungsvollere Saat auf als die frühere, und als Mariane untersuchte, was es war, was ihr früher so leeres Herz jetzt so oft mit Frieden und Freude füllte, da erkannte sie, daß es

dieselben zarten Keime kindlicher Freude seien, die sie vorher in Sigrid's Seele zu zerstören suchte.

Sigrid war dreizehn Jahr alt, schön wie eine halb aufgeblühte Rose, als sie eines Morgens schon wach am Lager ihrer Stiefmutter saß und arbeitete. Mariane war lange krank gewesen und es war Sigrid's Fleiß und Arbeit, was sie vor Noth und Mangel schützte.

Die Mutter erwachte.

„Du bist fleißig, Sigrid," sagte sie und betrachtete ihre Stieftochter mit ungewöhnlicher Liebe. „Du arbeitest immer für mich."

„Ach, Mama, das thue ich ja so gern."

„Arme Sigrid. ... Es ist gut, wenn Du arbeiten kannst, Du bedarfst dieser Stütze. ... Bald wird Deine arme Mutter sich nicht mehr unter den Lebenden befinden."

„Gute Mama, sprechen Sie nicht so."

„Ja, das ist meine Pflicht. ... Aber ich habe an Dich gedacht; Du wirst Hilfe und Unterstützung finden. Diesen Brief," fuhr sie fort und zog einen solchen unter ihrem Kopfkissen hervor, — „diesen Brief habe ich gestern geschrieben. ... Diesen Brief wirst Du auf die Post geben, wenn ich todt bin."

Sigrid nahm schweigend den Brief, ward aber blaß, als sie die Aufschrift las.

„Mama, soll ich zu ihr? Nein, nein, Mama! Wollen Sie mein Unglück?"

Marianens Antlitz wechselte die Farbe, aber sie lächelte dennoch und sagte:

„Liebe Sigrid, lies die Aufschrift, lies, sie muß doch wohl richtig sein."

Und Sigrid las:

„Der
„Hochwohlgeborenen verw. Freiherrin
„Katharina Justina von Dernath, geb. von Lützow
Sigurdsnäs."

„Ja, siehst Du, Sigrid, ich sehe jetzt klarer, ich urtheile nicht mehr so streng — richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, sagt der Herr."

„Aber, liebe Mama, die ist ja so böse."

„Böse! Nein, nein, Sigrid ... ich habe unrecht gehabt, sie ist nicht böse ... glaube mir, ich bin es, die böse, lieblos und neidisch gewesen ist."

Die alte Frau fing an zu weinen.

„Sigrid, Sigrid, sei still! Versuche nicht, mich zu trösten," schluchzte sie, „es thut so gut, einmal weinen zu können."

Nachdem sie ziemlich lange geweint, ward sie ruhiger und streckte die Arme aus.

„Komm her, Sigrid," sagte sie, „weißt Du, als ich endlich anfing mich auszusprechen, meine Ungerechtigkeit zu bekennen, da war es mir, als wenn ein heller Strahl auf

einmal in ein dunkles Zimmer fiele, aber es kostete mich etwas, den letzten Ueberrest meines Stolzes von mir zu werfen."

Sigrid schloß die Kranke in ihre Arme; so innig und warm hatte sie sich noch niemals an Jemand angeschlossen — es war eine Morgendämmerung der Liebe für sie beide.

Ruhig! Sie schläft, sie schläft einen ruhigen Schlaf; es ist ein Ende — es ist aber auch ein Anfang, denn jeder Endpunkt ist auch ein Anfangspunkt in des Lebens unendlicher Kette. Was sie denkt und was sie empfindet, was sie fürchtet und was sie hofft, steht geschrieben in einem Zeichen, einem Bilde, einem Gedanken in des Ewigen Buche und wenn sie vortritt, um gerichtet zu werden und bebend die Kniee beugt, um Gnade zu empfangen — siehe, da drängt sich die Taube der Liebe aus diesem gebrochenen Herzen hervor und sie steht da wie ein Engel des Himmels und lächelt die Zerknirschte an und siehe, sie nimmt der Taube die Flügel und setzt sie an die Schultern der Sünderin und sagt: Lerne fliegen mit ihnen — es kommt eine Zeit, wo Du keiner Flügel bedarfst, wo die Liebe Dein ganzes Wesen durchdringt — dann bist Du wie ich.

Sigrid war allein in dem kleinen Hause mit der Leiche ihrer Mutter.

Einige der in der nächsten Nähe wohnenden Nachbarn besuchten sie und einer davon nahm den Brief mit in die Stadt.

Einige Tage darauf kam der Baron Georg oder wie wir ihn nun zum Unterschiede von seinem Sohne mit seinem schwedischen Namen nennen wollen, Göran von Dernath. Er stieg in dem nahegelegenen Herrnhause ab und ordnete Alles zum Begräbniß seiner Base.

Der gute Baron trug immer noch Trauerkleider, obschon er bereits vor zwei Jahren Witwer geworden war. Sein Glück war ein sehr unbeständiges gewesen — von den vier Kindern, die er gehabt hatte, lebte nur noch eins, Georg, der jetzt ein munterer rascher Knabe, aber doch der einzige Ueberrest von dem Glück des edeln Barons war.

Es war gut, daß der Baron Göran ein in Bezug auf Gemüthsstimmung sehr gleichmäßiger Mensch war, er gehörte zu denen, die in Beschäftigung und angestrengter Arbeit ein Gegengift gegen alle Bekümmernisse des Lebens finden.

Das Begräbniß war schön, würdig und still, und den Tag darauf saß Sigrid an der Seite des Barons in seiner prächtigen Equipage. Das Mädchen war schüchtern und der Baron einsylbig. Beide dachten an den Wechsel des Schicksals und da spricht man nicht viel.

Als der Wagen eines Morgens auf dem Heimwege

durch die kleine Stadt rollte, erweckte das Geräusch die Aufmerksamkeit aller Einwohner. Es gab in der ganzen Umgegend nicht mehr als zwei dergleichen Fuhrwerke, nämlich den Phaëton des Bürgermeisters und den Schlittenwagen des Probstes, aber keiner von diesen beiden verursachte ein solches Geräusch, wie der große Kutschwagen des Barons.

Es war daher nicht zu verwundern, daß eine Menge Köpfe zu den Fenstern herausgefahren kamen.

„Wer muß denn das gewesen sein?“

„Nun gewiß ist es der Baron gewesen, der die Rehnhornin begraben hat.“

„So? wie sah er denn aus?“

„Nun, es war weiter nichts Besonderes an ihm zu bemerken, aber das Mädchen der Rehnhornin saß bei ihm, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen.“

„Was, die?“

„Ja wohl, ganz dieselbe. ... Jetzt ist es fürwahr nicht etwas so Großes als früher, wo das Mädchen viel zu gut war, um sich mit andern Bürgerskindern abzugeben.“

„Gleich als ob die Bürgerskinder nicht eben so gut wären, als die von solchen vornehmen Herrschaften; sie sollten sich schämen!“

„Ach ja, der liebe Gott straft sie aber auch; das kleine alberne Ding kommt nun zu der gnädigen Frau, der Schwägerin ihrer Mutter — da wird sie noch schlimme Tage zu überstehen haben.“

„Ja, das soll auch ein wahrer Teufel sein, wenigstens sagte dies die Rehnhornin immer in den Tagen ihres Wohlstandes.“

„Ich dächte, sie müßte sich in ihrem Grabe umwenden, wenn sie wüßte, daß das Mädchen keine andere Zuflucht hat, als nach Sigurdsberg zu kommen.“

„Nein, Sigurdsdal heißt es.“

„Nein, entschuldigen Sie, meine Herrschaften, Sigurdsnäs heißt es, ich habe den Ort viele tausend Mal nennen hören.“

Aber der Wagen rollte hinaus auf die Landstraße, seinem Ziele entgegen.

Und so kam Sigrid Rehnhorn nach Sigurdsnäs.

Ende des zweiten Bandes.

Wetterbergh, Carl Anton,

Haß und Liebe Roman von Onkel Adam. Aus dem Schwedischen übertragen von A. Kretzschmar

Bd.: 2

Grimma u. Leipzig 1850